

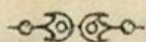
Paul de Kock's
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

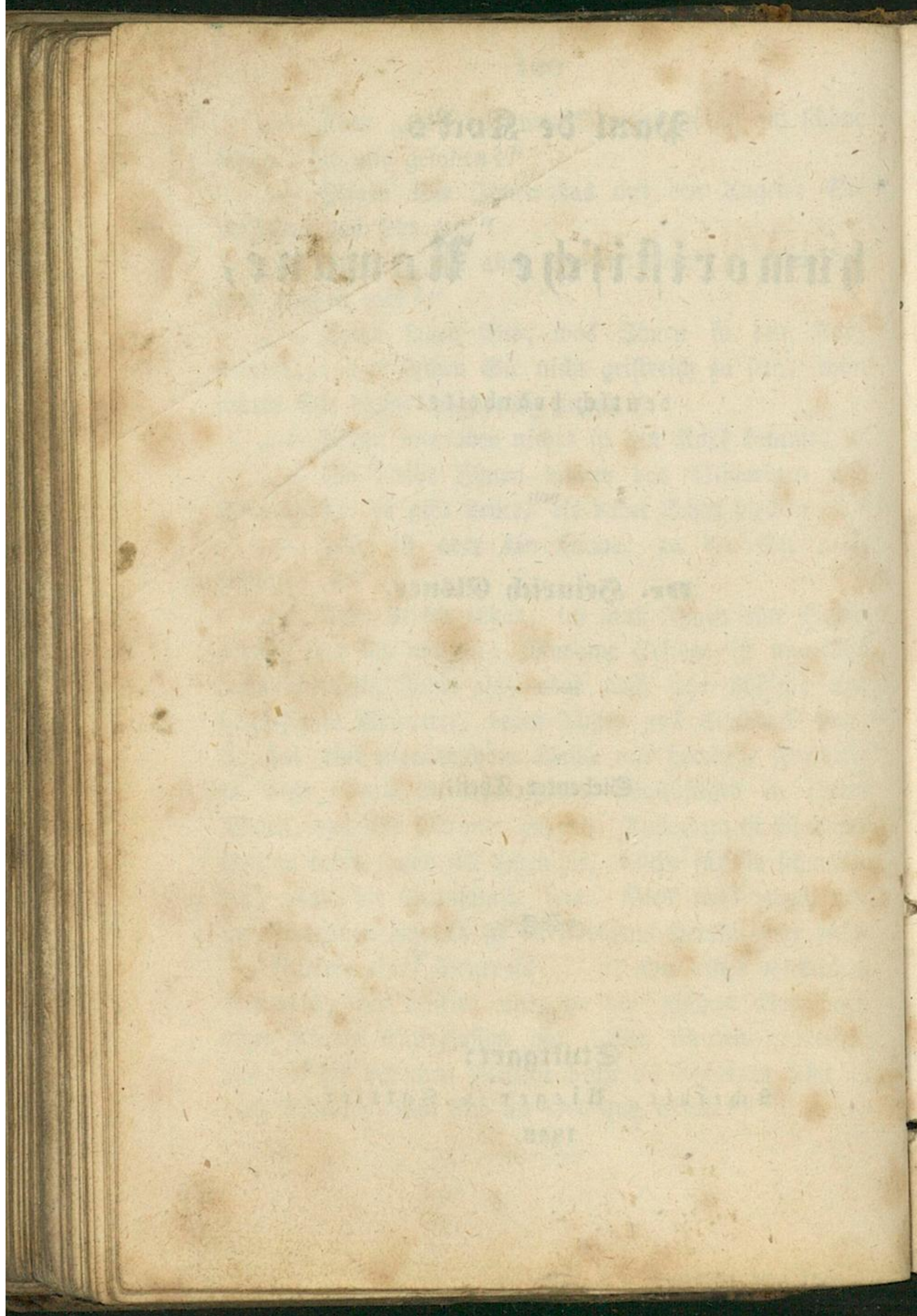
Siebenter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1843.



Der
schüchterne Liebhaber.

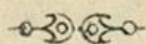
Von
Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet
von
Dr. Heinrich Elsner.

„Die Furchtsamkeit ist ein Fehler, worüber
der damit Behastete nicht ohne Gefahr
getadelt werden kann.“

La Rochefoucauld. — Maximen.

Dritter Theil.



Stuttgart :
Scheible, Kieger & Sattler.
1843.

211

Alphabet

1800

Printed in London

Printed by J. Smith

1800

De Smith's

The following is a list of the names of the persons who have been admitted to the office of the Secretary of the Society of the Friends of the African Race, since the year 1800, to the year 1800.

Printed in London

Printed by J. Smith

1800

Erstes Kapitel.

Der Eintritt in die Welt.

In einem prächtigen, von Kerzen strahlenden Saale der Straße Saint-Lazare war eine elegante, schon zahlreiche Gesellschaft versammelt, die sich zwar nicht sowohl intim als vielmehr witzig und scherzhaft unterhielt. Geistreiche Leute lassen zuweilen ein Wort in der Unterredung fallen, während anmaßende Schwätzer, die nie etwas Vernünftiges zu sagen wissen, beharrlich das Wort führen.

Madame Celival war in der That, wie sie Monfreville zeichnete: schön, anmuthig, kokett; sie warf von Zeit zu Zeit ihre Augen in den Spiegel, um sich der günstigen Wirkung ihres Puzes zu versichern; sie theilte sich in alle Anwesende mit jenem eigenthümlichen Talente einer Frau, welche in der Welt zu leben gewohnt ist; sie behielt jedoch ein zärtlicheres, sanfteres Lächeln für ihre Courmacher zurück.

Neben dem Divan, worauf sich die Hausherrin setzte, befand sich eine junge, hübsche, ganz in Gaze und Krep gekleidete Blondine; Schleier und Scharpen umhüllten sie so, daß kaum ihre reizenden Gesichtszüge durchblickten; ihre ganze Kleidung war weiß und rosenroth, und dies

stand der Dame so gut, daß sie jenen Gemälden glich, die einen von Wolken umhauchten weiblichen Kopf darstellen.

Madame Celival bedankte sich bei der schönen Blondine, daß sie ihr die Gefälligkeit erzeigt habe, trotz ihres leidenden Nerven = Zustandes, der Soiree beizuwohnen. In einiger Entfernung war ein großer, sehr langer, sehr häßlicher und sehr dürrer Herr mit einem Ordensbande und einem rabenschwarzen Backenbarte; sein ebenso glänzender, an beiden Enden aufgestutzter Schurrbart gab ihm einige Aehnlichkeit mit einer Krage. Wenn man mit ihm sprach, nannte man ihn Oberst.

Ein junger Mann, dessen gescheitelte und mit weiblicher Zierlichkeit gelockte Haare, dessen regelmäßige, aber etwas rauhe Gesichtszüge an jene antiken Köpfe erinnern, die unsere Historienmaler den Helden des ehemaligen Roms verleihen, stand an einen Kamin gelehnt; er wendete kaum seine Augen von den auf dem Divan sprechenden Damen ab, schien jedoch keine länger zu betrachten, als die andere.

Neben dem Fortepiano, denn ein Fortepiano muß nothwendig im Saale sein, waren mehrere junge Personen, die in Taschenbüchern blätterten und Musikalien durchgingen; sie waren nicht alle hübsch, aber alle höchst geschmackvoll gekleidet, und in ihrem ganzen Wesen lag so viel bescheidene Anmuth, daß auch die Nichtschönen dennoch reizend waren.

Mütter besprachen sich in weiterer Entfernung; die einen waren mit einer Eitelkeit gekleidet, als wollten sie ihre Töchter überstrahlen; die andern mit einfacher, ge-

schmackvoller, für ihr Alter passender Eleganz, die sie nur um so verführerischer machte, wenn sie noch nicht über die Zeit des Gefallens hinaus waren.

Junge Leute flatterten um die Damen herum, andere rührten sich nicht, um ihre tadellose Toilette und ihre prächtig gekämmten Haare bewundern zu lassen; einige andere hatten während des ganzen Abends ein stehendes Lächeln auf den Lippen. Männer vom mittlern Alter unterhielten sich, in der Mitte des Saales stehend; unter ihnen gewahrte man einen Herrn, dessen graue, auf der Stirne schon äußerst dünne Haare auf beiden Schläfen noch reichlich gekraust waren; er hatte edle und geistreiche Gesichtszüge, indessen leuchtete etwas zu Neugieriges, Forschendes aus seinen kleinen Augen, welche, obgleich man auf seinem Antlitze die nahenden Sechzig las, doch einen ganz jugendlichen Glanz beibehalten hatten. Dieser Herr sprach unaufhörlich mit vielem Feuer, und war im Stande, während er in einer Ecke des Saales ein Gespräch unterhielt, zu vernehmen, was man in der Entfernung sagte, und mischte sich somit in die meisten Unterredungen, indem er zu gleicher Zeit mehrer Unterhaltungen über verschiedene Gegenstände mit derselben Leichtigkeit führte, als Cäsar zu gleicher Zeit mehrer Briefe in verschiedenen Sprachen diktirte.

Ein anderer Saal, etwas kleiner, als der, worin sich die Damen aufhielten, in welchen man durch ein kleines, mit entzückendem Luxus möblirtes Zimmer gelangte, war für die Spiellustigen bestimmt; Whist- und Bouillote-Tische waren gerichtet, aber noch hatte Niemand daran Platz genommen.

Man meldete Herrn von Monfreville und den Marquis Cherubim von Grandvilain. Alle Blicke wendeten sich der Saalthüre zu. Die Namen Cherubim und Grandvilain bildeten einen so sonderbaren Contrast, daß Jedermann gespannt war, den, der sie trug, zu sehen.

„Herr von Grandvilain!“ riefen die jungen Damen. „O! wie häßlich muß der sein... so kann nur ein bejahrter Mann heißen.“

„— Aber man hat auch Cherubim gesagt... das ist ein artiger Namen.“

„— Es kann nicht ein und derselbe sein.“

„— Ohne Zweifel sind's Vater und Sohn.“

Während man diese Betrachtungen anstellte, sagte Madame Celival zu den sie umgebenden Personen, aber so laut, daß sie von der ganzen Gesellschaft verstanden werden konnte:

„Herr von Monfreville hat mich um die Erlaubniß gebeten, mir einen jungen, noch nicht in die Welt eingeführten Mann vorstellen zu dürfen, und ich gewährte ihm solche um so lieber, da dieser Jüngling, der letzte Sprößling einer edeln Familie, wie man sagt, der Theilnahme, die ihm Monfreville schenkt, höchst würdig ist.“

„Ei! vortrefflich!“ flüsterte der grauhaarige Herr ... „das ist eine kleine Vorbemerkung vor der Einführung.“

In diesem Augenblick trat Cherubim mit Monfreville in den Saal; trotz all' dem, was ihm sein Mentor gesagt hatte, fehlte es ihm doch sehr an Sicherheit, und die sein Antlitz bedeckende Röthe deutete hinlänglich seine Befangenheit an. Aber seine Augen waren so sanft, so

schön, seine Züge so zart, seine Physionomie so interessant, daß ein schmeichelhaftes Gemurmel seine Erscheinung im Saale begrüßte; die jungen Herren, die, um sich bewundern zu lassen, regungslos blieben, waren die einzigen, welche die allgemeine Empfindung nicht zu theilen schienen.

„— Er sieht sehr linksch aus!“ sagte einer derselben.

„— Er hat gar keinen Anstand!“ sagte ein anderer.

„— Er gleicht einem als Mann verkleideten Frauenzimmer,“ versetzte ein junger, schnurr- und backenbärtiger Löwe.

Und Herr Trischet, der Herr mit den grauen Haaren, lächelte mit boshafter Miene und sagte:

„Cherubim!... ganz richtig!... Das ist der kleine Page des Grafen Almaviva... Es fehlt ihm nur noch die Galanterie und die Reckheit seines Namensbruders... das gibt sich aber bald!... Man wird sich ein Vergnügen daraus machen, ihn zu bilden.“

Madame Celival empfing den jungen, von Monfreville ihr vorgestellten Mann mit einem reizenden Lächeln, und sprach in jenen schmeichelhaften Worten mit ihm, die den, an welchen sie gerichtet werden, augenblicklich unterjochen.

Cherubim wollte auf die Artigkeit dieser Dame antworten, aber er verwirrte sich, blieb in seiner Rede stecken und konnte nicht fortfahren. Glücklicherweise war ihm Monfreville zur Seite, nahm das Wort, um ihn aus der Verlegenheit zu ziehen, und Madame Celival hatte zu viel Lebensart, um ihm nicht auch heraus zu

helfen. Nach Verlauf einiger Minuten wagte es Cherubim endlich, sich umzusehen, und sagte ganz leise zu seinem Führer:

„Welch' schöne Frauen sind hier! ... Ach! mein Freund, darf man sie alle lieben?“

„— Man hat die vollständige Freiheit, sie alle zu lieben, aber ich stehe Ihnen nicht dafür, daß Sie von allen werden geliebt werden.“

„— Die Gebieterin des Hauses ist sehr schön..... sie hat Augen, die... die einen... ich kann's nicht ausdrücken...“

„— Reden Sie doch!“

„— Die einen betäuben... trunken machen... entschuldigen Sie... ich finde das rechte Wort nicht...“

„— Augen, die Einen trunken machen, ist nicht so übel gesagt, und ohne es zu vermuthen, haben Sie vielleicht den richtigsten Ausdruck gefunden, denn, gleichwie der Wein uns die Vernunft raubt, so üben die Augen einer schönen Frau dieselbe Wirkung aus. Ich hätte Lust, der Frau Celival, was Sie eben von ihren Augen gesagt haben, mitzutheilen; ich wette, es würde ihr schmeicheln.“

„— O! mein Freund, thun Sie das nicht, ich hätte nicht mehr den Muth, diese Dame anzusehen. Hier ist aber ebenfalls eine, uns gegenüber, die auch sehr schön ist... Diese in weiße und rosenrothe Schleier schier vergrabene Blondine...“

„— Das ist die Frau Gräfin Emma von Baldieri, sie ist in der That entzückend; sie gleicht einer Sylphide, einer Lustgestalt! Sie hat einen musterhaften

Wuchs, kleine Füßchen, kleine Händchen, einen kleinen Mund, kleine Ohren, nur ihre Augen sind groß. Sie ist eine ausgezeichnet niedliche Frau; aber außerordentlich nervenschwach, kränklich und besonders launenhaft; heute werden Sie mit einem zärtlichen Blicke von ihr empfangen, morgen macht sie nicht einmal Miene, Sie zu kennen. Die Huldigungen haben sie verwöhnt. Gräfin Emma ist eine Französin, aber ihr Gatte ist ein Korse ... Jener dicke Herr mit dem starken Backenbart ist es, der an dem Clavier solfeggirt. Er hat eine herrliche Baßstimme, will deßhalb auch immer singen, und scheint sich, obgleich er ein Korse ist, wenig um die seiner Frau zugewendeten Schmeicheleien zu bekümmern."

Herr Trichet, der ziemlich weit von Monfreville entfernt stand, hatte doch vernommen, was dieser zu Cherubim sagte, er näherte sich beiden Freunden und sprach in scherzendem Tone:

"Ja, ja, der schöne Sänger Baldieri ist nicht sehr eifersüchtig ... man muß ihm aber doch nicht allzu sehr trauen! ... Von diesen Korsen hat man immer eine Vendetta (Rache) zu fürchten Und wie steht's mit Ihrer Gesundheit, Herr von Monfreville?"

"— Sehr gut, mein Herr, ich danke Ihnen."

"— Man hat Sie längere Zeit nicht in den Gesellschaften gesehen."

"— Ich war genöthigt, einige Zeit auf meinem Landgut bei Fontainebleau zuzubringen."

"— Ah! schön, Sie führen diesen Herrn in die Welt ein er hätte keinen bessern Geleitsmann finden können."

Cherubim verbeugte sich, wollte einige Worte erwidern, hielt es aber, nachdem er einen Versuch gemacht hatte, für besser, zu schweigen. Herr Trichet setzte die Unterhaltung fort, als er auf einmal am andern Ende des Saales drei Herrn lebhaft mit einander sprechen hörte; alsbald eilte er auf sie zu und rief:

„So ist es nicht... Sie sind falsch berichtet! Ich kenne diese Geschichte besser als Sie, und will sie Ihnen erzählen.“

Monfreville blickte lächelnd Cherubim an und sagte zu ihm:

„Es ist unnöthig, Ihnen zu sagen, daß dieser Herr, Namens Trichet, das neugierigste, schwatzhafteste Wesen von der Welt ist; er kann keine zwei Personen mit einander sprechen sehen, ohne sich in ihre Unterredung zu mischen, was nicht immer amüsirt.... Da aber Herr Trichet ein alter, sehr reicher Junggeselle ist, der prächtige Gastmähler gibt, und, abgesehen von seiner Neugier, einigen Geist besitzt und ziemlich gut erzählt, so hat er überall in allen Salons und allen Theatern Zutritt.“

Cherubim ließ seine Blicke weiter auf den im Saale versammelten Personen herumschweifen, als die Thüre aufging und

„Herr, Frau und Fräulein von Roironmont“ gemeldet wurden.

Eine hoch gewachsene Dame von edler und eleganter Gestalt trat mit einem jungen, vierzehn- bis fünfzehnjährigen Mädchen zuerst ein. Diese Dame, deren Kleidung, obgleich kostbar, doch beinahe von strenger Ein-

fachheit war, schien etwas über dreißig Jahre zu zählen; ihre Züge waren schön, aber ernst, ihre großen, braunen Augen mit dichten Brauen hatten einen unbestimmten, nachdenklichen Ausdruck, der auf die Vermuthung brachte, daß sie oft mit ganz andern Dingen beschäftigt war, als worüber sie sprach. Ihr etwas zusammengekniffener Mund verzog sich beinahe nie zu einem Lächeln; schöne, schwarze, lange Flechten standen ihrem kalten, stolzen Antlitz vortrefflich.

In dem jungen Mädchen drückte sich die Lieblichkeit seines Alters aus; ohne auffallend hübsch zu sein, gefielen ihre Züge durch einen reizenden Ausdruck von neckischer Schelmerei, welche von den strengen Blicken ihrer Mutter öfters in den Schranken gehalten wurde.

Herr von Noirmont, der ihnen folgte, war ein mehr als fünfzigjähriger Mann, groß und etwas vorgebeugt, einige braune Haare bedeckten seine Schläfe, aber die Mitte seines Hauptes war völlig kahl, in seinen Zügen lag Härte, Stolz und wenig Anmuth; sie waren jedoch regelmäßig und mußten sehr schön gewesen sein, aber sein starrer Blick, seine rauhe Stimme und seine Einsylbigkeit erweckten weder Freundschaft, noch Vertrauen.

Die Ankunft dieser drei Personen schien auf Monfréville einen bedeutenden Eindruck zu machen; er runzelte die Stirne, zog die Augenbrauen zusammen, und sein Blick verdüsterte sich; bald aber das eben empfundene Gefühl unterdrückend, nahm er wieder die vorige lebenswürdige und heitere Miene an; es war sogar, als ob er sich bestrebte, munterer als vorher zu scheinen.

Herr Trichet, der wieder Cherubims Nähe aufge-

sucht hatte, zögerte nicht, über die Neuangekommenen seine Bemerkungen zu machen.

„Das ist die Familie Noirmont . . .“ sagte er, „sie haben ihr Gut in der Normandie verlassen und wohnen jetzt in Paris . . . sie mußten auf ihrer Herrschaft schändliche Langweile haben! . . . sie sind nicht heiter! . . . Noirmont ist trocken, steif, hochmüthig! . . . weil er einst Gerichtsbeamter war, könnte man immer noch glauben, er wolle einen verurtheilen . . . übrigens ist er ein streng rechtlicher Mann . . . o! sein Ruf gebührt ihm, aber lebenswürdig ist er nicht. Seine Frau ist die würdige Genossin ihres Gatten, spricht sehr wenig und lacht niemals . . . ich weiß nicht, ob sie Geist hat . . . jedenfalls stellt sie ihn nie zur Schau! . . . was ihre Tugend anbelangt, o! diese ist tadellos! unantastbar, wie die Rectlichkeit ihres Mannes. Und doch muß Madame Noirmont, die noch recht hübsch ist, obgleich sie etwa drei bis vierunddreißig Jahre alt sein mag . . . ja, so viel schätze ich sie, in ihrer Tugend hinreißend gewesen sein . . . wenn sie nämlich damals zu lächeln vermochte! Ihre Tochter, die kleine Ernestine, ist noch ein Kind . . . sie ist artig, hat eine fröhliche, schelmische Miene . . . was ein Beweis wäre, daß sie weder dem Vater, noch der Mutter nachschlägt . . . wie es oft der Fall ist . . . Ach! warten Sie doch, Oberst, ich habe die Person, von der Sie sprechen, gekannt . . . ich will Ihnen den Vorfall, dessen Sie eben erwähnen, aus einander setzen.“

Dann eilte Herr Trichet zu dem großen Herrn mit dem aufgestuhten Schnurrbarte, der sich mit zwei Damen unterhielt; und Cherubim bemerkte, sich um-

wendend, daß Monfreville von seiner Seite entfernt war.

Als der Jüngling inmitten dieser zahlreichen Gesellschaft allein stand, fühlte er sich ganz verlegen, und verlor den Muth, den ihm die Nähe seines Freundes bisher einflößte. Er wollte nicht linkisch und blöde neben dem Kamin bleiben, wo er aller Augen ausgesetzt war, daher entfernte er sich, hinter einem Lehnstuhl herumschleichend, aus dem Kreise, dann trat er zu einer Fenstervertiefung, wo er aber durch nebenan sitzende Personen abgehalten wurde, weiter zu gehen. Er wollte wieder umkehren, aber Madame Noirmont und ihre Tochter hatten die vor ihm stehenden Sessel eingenommen und ihm dadurch dergestalt den Rückweg abgeschnitten, daß er sich innerhalb eines ganz engen Raumes befand, den er, ohne die vor ihm sitzenden Damen zu stören, nicht verlassen konnte; da er einer solchen Kühnheit unfähig war, so entschloß er sich, in seiner Ecke zu verweilen, bis der Zufall Monfreville herbeiführe, um ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreien.

Die vor Cherubim sitzenden Damen vermutheten nicht, daß Jemand hinter ihnen in der Ecke stehe. Die Unterredungen im Saale wurden fortgesetzt; man ging, kam, lachte, spazierte auf und ab. Cherubim allein konnte sich nicht rühren, und wußte nicht, welche Figur er in seinem Winkelchen machen sollte. Madame Celival ging mehrmals an den ihn blokirenden Personen vorüber, aber sie bemerkte ihn nicht, was ihm höchst erwünscht kam, denn er hätte nicht gewußt, welche Antwort er der Dame geben sollte, wenn sie ihn gefragt

hätte, was er da mache. Auch Monfreville'n bemerkte er wieder im Saale, aber dieser gewahrte die flehenden Blicke nicht, die ihm sein junger Freund zuwarf, und statt sich zu nähern, schien er vielmehr die Gegend, wo Frau von Noirmont saß, zu meiden.

Beinahe eine Stunde verfloss auf diese Weise, der arme Cherubim war todtmüde vom immerwährenden Stehen, und langweilte sich in seiner engen Ecke entsetzlich. Zwar konnte er hören, was Frau von Noirmont mit ihrer Tochter sprach, aber diese Dame pflegte keine lange Unterhaltungen, und erwiderte kurz auf die Fragen der jungen Ernestine.

„Mutter,“ fragte Fräulein von Noirmont, nachdem ein junges Mädchen eine Romanze gesungen hatte, „erlaubst Du nicht, daß ich auch singe?“

„— Nein, meine Tochter, Du bist zu jung, um Dich allen Blicken auszusetzen und vorzudrängen, und sollst außerdem, wenn es Dein Vater nicht verlangt, niemals öffentlich singen ..“

„— Warum denn, liebe Mutter...?“

„— Weil mir an einem jungen Mädchen die bescheidene Demuth besser gefällt, als die prunkende Eitelkeit.“

„— Aber warum hältst Du mir dann einen Musik- und einen Sing-Lehrer?“

„— Diese Talente gewähren in der Einsamkeit mehr Nutzen, als im öffentlichen Leben.“

„— Ach, aber ich möchte so gerne, Mutter...“

„— Genug, meine Tochter!“

Ein Blick der Frau von Noirmont gebot dem jungen

Mädchen Schweigen, aber nach wenigen Augenblicken begann sie wieder:

„Man tanzt also hier nicht, Mutter?“

„— Nein... habe ich Dir gesagt, daß wir auf einen Ball gehen?“

„— O nein, aber zuweilen wird in den Gesellschaften getanzt... dann ist's weit unterhaltender!“

„— Du denkst nur ans Vergnügen und Tanzen!“

„— O! es macht mir so viel Freude, der Vater hat mir versprochen, diesen Winter einen großen Ball zu geben.“

„— Einen großen Ball!... ach! ich hoffe, daß er diesen Gedanken aufgibt!“

„— Warum denn, ist's Dir nicht Recht, Mutter?“

„— Schon gut, schweige nur!“

Das Mädchen schwieg mit einer lieblich schmollenden Miene, dann faßte die Mutter lebhaft ihrer Tochter Hand, drückte dieselbe in den ihrigen, und sagte in sanfterem Tone mit einem Ausdruck tief gefühlter Wehmuth zu ihr:

„Ich betrübe Dich, Ernestine, Du liebst Deine Mutter deßhalb nicht!“

Statt aller Antwort führte das junge Mädchen die Hand der Mutter zum Munde und küßte sie, indem sie flüsterte:

„O! Du weißt wohl, daß ich Dich liebe! ...“

Als sich Ernestine plötzlich umwendete, gewahrte sie Cherubim, der beinahe auf keinem Fuß mehr stehen konnte. Der Anblick des jungen Mannes, welcher eine so sonderbare Figur machte, nöthigte Ernestinen ein Lächeln ab, das

sie nur halb unterdrücken konnte. Ihre Mutter sagte hierauf:

„Was hast Du denn? . . . was fällt Dir ein? So lacht man in Gesellschaft nicht, das ist unpassend . . .“

Ohne zu antworten, stieß das Mädchen ihre Mutter ein wenig an und stotterte:

„Sieh doch . . . es ist ein kleiner Herr . . . hinter uns! . . .“

Madame Noirmont wendete sich um und erblickte Cherubim, der ganz außer Fassung, ihr eine tiefe Verbeugung machte. Erstaunt, den Jüngling in die Fenstervertiefung eingesperrt zu sehen, schickte sich Frau von Noirmont an, ihm einen Ausweg zu öffnen . . . aber in demselben Augenblick trat Monfreville, der eben seinen Freund, den er vergeblich in allen Salons gesucht, entdeckt hatte, auf die Gruppe zu, um ihm bei seiner Befreiung behülflich zu sein.

Als Frau von Noirmont Monfreville gerade auf sich zukommen sah, schien eine krampfhafte Bewegung sie zu durchzucken, ihr Angesicht blieb aber beinahe unverändert.

„Entschuldigen Sie, Madame,“ redete sie Monfreville an, „ich muß Sie um Erlaubniß bitten, diesen jungen Mann befreien zu dürfen, der, wie ich mir vorstelle, gewiß schon lange, ohne sich zu rühren, hinter Ihnen steht, aus Furcht, Sie zu stören.“

Statt aller Antwort gab Frau von Noirmont ihrer Tochter einen Wink, aufzustehen, was diese sogleich befolgte. Cherubim benützte den Ausgang schleunig, richtete tausend Entschuldigungen an die kleine Ernestine und entfernte sich hastig mit Monfreville, ohne die außer-

ordentliche Blässe auf dem Angesicht der Frau von Noirmont und die erzwungene Heiterkeit seines Freundes zu bemerken.

„Ich steckte länger als eine Stunde dahinten!“ sagte Cherubim leise, seinem Führer folgend. „Ach! ich war schmähtich daran! ... welche Qual! ...“

„— Ei! lieber Freund, warum schlüpfen Sie auch in den Ecken herum? ... Hat Frau von Noirmont mit Ihnen gesprochen?“

„— Die Dame mit der strengen Miene ... welche vor mir saß ... nein, wahrhaftig nicht, Sie hatte mich eben erst bemerkt ... o! in diese verliebe ich mich nicht obgleich sie sehr hübsch ist! ... denn ich finde sie nicht liebenswürdig ... welcher Unterschied gegen der Gräfin Baldieri ... der Madame Celival ... dieser dort ... und jener ...“

Während Cherubim seine Blicke auf den ihm gefallen den Damen herum schweifen ließ, ging Herr von Noirmont von Herrn Trichet, mit dem er gesprochen hatte, weg und begab sich in die Nähe des jungen Marquis, vor dem er sich mit folgenden Worten tief und förmlich verbeugte:

„— Ich vernehme so eben, daß der Sohn des verewigten Marquis von Grandvilain hier sei, und will ihm meine Versicherung geben, daß ich entzückt bin, den Sohn eines Mannes zu sehen, welchen ich in jeder Hinsicht achtete und verehrte. Ja, mein Herr, ich rechnete Ihren Vater zu meinen werthen Bekannten ... er war ein sehr galanter Mann, ich zweifle nicht daran, daß ihm sein Sohn ähnlich sei, und hoffe, daß er mir die

Ehre erweisen und mich besuchen wird . . . hier ist meine Karte, Herr von Grandvilain, ich schmeichle mir, Sie bald bei mir zu sehen."

Cherubim verbeugte sich, ganz erstaunt über diese neue Einladung, und erwiderte einige allgemeine Redensarten; aber Herr von Noirmont zog ihn mit sich, während er sprach:

„Erlauben Sie mir, daß ich Sie meiner Gattin vorstelle."

Cherubim ließ es geschehen, mit Beben sah er sich übrigens jener Ecke zuführen, wo er so lange verweilt hatte, diesmal wurde er aber nicht wieder eingesperrt. Herr von Noirmont stellte ihn seiner Frau mit den Worten vor:

„Der Herr Marquis von Grandvilain . . . Sohn eines Mannes, von dem ich die Ehre hatte, ausgezeichnet zu werden."

Frau von Noirmont, die ihren jungen Gefangenen erkannte, unterdrückte eine Bewegung des Staunens, grüßte Cherubim kalt und schien es, aus Furcht, abermals Monfreville bei ihm zu sehen, nicht zu wagen, ihn anzublicken.

Die kleine Ernestine biß sich in die Lippen, um nicht in ein Gelächter auszubrechen, als sie ihren Vater den vorgestellten Grandvilain nennen hörte.

Endlich war Cherubim wieder frei, er eilte Monfreville nach, der ihn fragte:

„Man hat Sie der Frau von Noirmont vorgestellt?"

„— Ja, mein Freund."

„— Was sagte sie zu Ihnen?"

„— Nichts, sie verbeugte sich sogar sehr kalt gegen mich.“

„— Werden Sie in diesem Hause Besuche machen?“

„Meiner Treu, ich habe keine Lust; es kommt mir vor, als müsse man sich dort entsetzlich langweilen; dieser Herr von Noirmont ist so streng höflich, daß es einen erstarren macht! ... Ueberdies bin ich nicht verpflichtet, alle Freunde meines Vaters zu besuchen ... sie sind eben nicht von meinem Alter.“

„— Sie geben Ihre Karte bei Herr von Noirmont ab, dann ist's geschehen, ich denke auch, es sei überflüssig für Sie, in dieses Haus zu gehen. Ach, Madame Gelival sucht Sie, sie hat mich vorhin gefragt, was aus Ihnen geworden sei? ... Ich glaube, Sie haben ihre Eroberung gemacht.“

„— Wirklich! ... o! wenn das wahr wäre! ...“

„— Sehen Sie, dort unten ist sie ... sprechen Sie ein wenig mit ihr ...“

„— Was denn?“

„— Was Sie wollen ... Sie wird Ihnen übrigens selbst Stoff zur Unterhaltung geben; seien Sie nicht schüchtern, mein lieber Freund, dies wäre nicht das Mittel, Ihren Weg in der Welt zu bahnen.“

Cherubim faßte einen ungewöhnlichen Entschluß und näherte sich Madame Gelival; als sie ihn auf sich zukommen sah, lächelte sie holdselig und gab ihm ein Zeichen, sich neben sie zu setzen; durch diesen Empfang ermuthigt, ließ er sich neben der schönen Brunette nieder und stotterte einige unmöglich zu verstehende Worte, worauf jedoch Madame Gelival antwortete, als ob sie dieselben vernommen hätte.

Eine geistreiche Frau ist, wenn sie will, im Stande, dem Schüchternsten Muth einzufloßen, indem sie selbst die Unterredung hebt und belebt. Cherubim fühlte mehr Sicherheit, war kühner und zufriedener mit sich selbst; er war schon ganz zutraulich mit dieser Dame, als sich der unvermeidliche Herr Trichet neben ihm aufpflanzte und ausrief:

„— Ich weiß nicht, wovon die Rede ist! . . . und doch wette ich, daß ich den Gegenstand Ihrer Unterhaltung errathe.“

Madame Celival, die über Trichet's Einmischung in ihr Gespräch sehr mißvergnügt schien, entgegnete dem alten Junggesellen:

„Sie wollen immer errathen, was man sagt! . . . Sie könnten sich leicht täuschen . . . Wir wollen sehen, was sagte mir der Herr?“

„— Daß Sie reizend, anbetungswürdig seien . . . denn etwas Anderes kann man Ihnen nicht sagen.“

Madame Celival lächelte mit etwas freundlicherer Miene, während Cherubim bis in das Weiße der Augen erröthete und rief:

„Nein! das habe ich Madame nicht gesagt! . . .“

„— Dann haben Sie's gedacht!“ erwiderte Herr Trichet, „und das ist das Nämliche.“

Cherubim fand keine Antwort, er schlug die Augen nieder und sah so possierlich aus, daß Madame Celival, die ihn seiner Verlegenheit wegen bemitleidete, aufstehend sagte:

„Ei! mein lieber Trichet, Sie sind ein alter Narr! . . . deßhalb darf man Ihnen nichts nachtragen.“

Der alte Junggeselle hörte die letzten Worte nicht mehr; er eilte auf einen am andern Ende des Saales redenden Herrn zu, dem er sich das Vergnügen machte, das Wort abzuschneiden; und Madame Selival verließ Cherubim mit einem zugleich liebenswürdigen und zärtlichen Blicke, indem sie sprach:

„Ich hoffe, mein Herr, daß Ihnen mein Haus angenehm sein wird, Sie werden mir solches beweisen, wenn Sie mich recht oft besuchen.“

„Nun!“ sagte Monfreville, wieder mit Cherubim zusammentreffend, „es scheint mir, Ihre Angelegenheiten sind in gutem Gang.“

„— Ach, mein Freund! das ist eine herrliche Dame; neben ihr kam ich mir sogar geistreich vor! ... Ich war noch nie so wohl mit mir zufrieden.“

„— So ist's immer! Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohlthat der Götter! Aber die Liebe einer liebenswürdigen Frau ist das größte Glück auf Erden! Kommen Sie, Sie spielen nicht und ich auch nicht, es ist Zeit zum Nachhausegehen.“

Hierauf entfernten sich Cherubim und Monfreville aus dem Saale, den die Familie Noirmont kurz zuvor verlassen hatte.

Zweites Kapitel.

Die Gräfin von Globeſka.

Es war neun Uhr Abends, und zwei Männer, die zu warten und zu beobachten schienen, gingen in der Straße Grenetat auf und ab, der eine von der Mitte derselben bis an den Brunnen, der die Ecke der Straße Saint-Denis bildet; er trug einen langen Oberrock, der sich fest an seine Taille schloß, und bis zu dem Kinn zugeknöpft war; er hatte das ganze Wesen eines Stügers und strohgelbe Handschuhe an; wenn er aber an einem sehr hell erleuchteten Laden vorüber kam, so bemerkte man, daß sein Rock abgenüßt und an manchen Orten fleckig und seine strohgelben Handschuhe nicht mehr rein und frisch waren. Der Herr rauchte eine Cigarre mit der ganzen Grazie eines Stammgastes von Tortoni.

Der zweite in einen alten, nußbraunen Rock gehüllt, der uns schon bekannt ist, hatte einen runden Hut auf dem Kopfe, der so nieder und dessen Ränder so breit waren, daß man ihn von der Ferne für einen Köhlerhut hielt. Dieser machte nur einige Schritte vor einem Hause — zu dem eine ganz dunkle Allee führte, und dessen Thüre offen stand — bis zwei oder drei Häuser weiter, verlor aber dabei die Allee, von der er sich entfernte, nicht aus den Augen.

In diesen zwei Personen hat man Darena und seinen würdigen Freund, Herrn Poterne, bereits erkannt.

Seit sein Geschäftsmann nicht mehr in Verbindung mit dem jungen Marquis von Grandvilain stand, war Darena's Glanz sehr gesunken; da die erübrigten Ge-

winnte in sehr kurzer Zeit von ihm aufgezehrt worden waren, so hatte er sich wieder genöthigt gesehen, in jenen Zustand zu verfallen, den er sein „nobles Pech“ nannte, den dagegen Herr Poterne mit dem Ausdruck „vollständiges Mißgeschick“ bezeichnete.

Allerdings stand Darena die Börse seines jungen Freundes noch zuweilen offen, aber durch allzuhäufige Anwendung dieser Hülfquelle fürchtete er sich bei Cherubim gänzlich zu schaden; denn der junge Mann hatte trotz seiner natürlichen Gutmüthigkeit einen gesunden Verstand, der ihm eingab, was sich nicht schicke, und Darena wollte sich das Haus Grandvilain nicht vollständig verschließen.

„Ei was! hält mich das Vieh von Poterne für einen Narren,“ sprach Darena, an der Straßenecke stillstehend, um die Asche von seiner Cigarre abzustößen. „In der Straße Grenetat Schildwache stehen ... wo es immer so kothig ist! ... nun, das ist ländlich! ... ich sollte jetzt im Foyer der großen Oper sein! ... Ach! ich vergesse stets, daß mein Anzug etwas abgetragen ist! ... welche abscheuliche Cigarre! ... pfui! ... man findet nichts Gutes in diesem Stadtviertel hier!“

Darena warf den Rest seiner Cigarre weg, ging wieder zurück und hielt neben Poterne, der sich an einen Schußstein lehnte und unverwandt nach der dunkeln Allee blickte, stieß ihn mit dem Ellbogen an und sagte zu ihm:

„Werden wir noch lange hier bleiben, alter Kater? weißt Du, daß mich das beträchtlich zu langweilen anfängt.“

„Wenn man ein Unternehmen glücklich zu Ende brin-

gen will, so muß man Geduld haben," antwortete Poterne, ohne die Augen abzuwenden.

„Glücklich zu Ende bringen! . . . ich glaube nicht, alter Schelm, daß das Ende Dir zu einem besondern Glück gereichen wird; aber warum läßt sich die Dirne so lange erwarten? . . . Weiß sie denn nicht, daß Du da bist? . . . Nun Poterne, gib Deinem Freunde Antwort!"

Poterne kehrte sich hastig um und sagte mit leiser Stimme: „Vor allen Dingen bitte ich Sie inständig, nennen Sie meinen Namen nicht . . . es ist unnöthig, daß die Kleine meinen wahren Namen weiß, sie könnte ihn aus Vergessenheit oder Dummheit aussprechen, und dann würde mein ganzer Plan zu Wasser werden! . . ."

„— Du selber solltest zu Wasser werden müssen! . . . aber, halt, laß ein Mal hören, was Du ausersonnen hast . . . damit ich sehe, ob auch Vernunft darin liegt . . . denn diesen Morgen habe ich nicht auf Dein Geschwätz gehört."

„— Das ist ganz einfach: wir wollen es probiren, den jungen Cherubim verliebt zu machen, um ihn in einen Handel hineinzuziehen, der uns Vortheil gewähren muß."

„— Ach ja, denn obgleich „das Gold ist nur Chimäre," so weigern sich doch alle die Flegel von Schneider, mir ohne diese Chimäre Kleider zu machen!"

„— Um unsern Adonis recht ins Feuer zu jagen, mußte vor allen Dingen ein recht hübsches Mädchen gefunden werden."

„— Ganz richtig, wer einen Hasenpfeffer essen will, muß vorher einen Hasen haben."

„— Ich habe gefunden, was wir brauchen ... hier in diesem Hause, im dritten Stocke, hinten hinaus ... ist eine Rose ... eine wahre Rose!“

„— Eine Rose in diesem häßlichen Hause ... und hinten hinaus ... ich fürchte sehr, daß die Deinige eine Hagebutte ist!“

„— Sie werden solche alsbald selbst beurtheilen können ... um diese Zeit gehen die Mädchen von der Arbeit ... ich wundere mich, daß sie noch nicht kommen.“

„— Was treibt sie denn, diese Purpurrose?“

„— Sie macht italienische Strohhüte.“

„— Ach! vortrefflich; und sie ist rechtschaffen?“

„— Ach! ich halte sie nicht gerade für ein Rosenmädchen, aber sie sieht ganz ehrbar aus; sie betet einen kleinen Landsmann von ihr an, der genöthigt war, als gemeiner Infanterist abzuziehen, und ihr ganzes Glück bestände darin, so viel zu ersparen, daß sie ihn, wenn er wieder heimkehrt, heirathen könnte; auch hört sie nicht auf all die jungen Leute, die ihr Abends nachjagen, denn sie weiß wohl, daß es nur Taugenichtse sind, die sie nicht in Stand setzen werden, sich mit ihrem kleinen Landsmann häuslich niederzulassen.“

„— Bravo! das junge Mädchen hat prächtige Grundsätze; wie hast Du ihre Bekanntschaft gemacht? ... Zahltest Du ihr Kastanien?“

„— Nein, ich vertheidigte sie gegen einen jungen Friseur, der, um ihren Arm zu nehmen, sie stets weiter unten anfaßte ...“

„— Diese Friseur's sind Bösewichter; dahin führt

die Gewohnheit des Haarkräuseln's ... und was hast Du dieser Rosenknospe für einen Vorschlag gemacht?"

„— Vor allen Dingen gab ich mich für einen adeligen Polen, den Grafen von Globeski, aus.“

„— Schuft! der sich erlaubt, den Titel eines Grafen anzunehmen! ... und weiter!“

„— Dann sagte ich zu dem Mädchen, sie könne, wenn Sie wolle, durch mich eine hübsche Summe Geldes verdienen ... Da sie anfangs glaubte, ich sei verliebt in sie, so entgegnete sie mir, ich sei zu häßlich.“

„— Gut, diese Freimüthigkeit gefällt mir.“

„— Hierauf beruhigte ich die Kleine mit der Versicherung, daß es sich nicht um mich handle, sondern um einen sehr hübschen jungen Mann ... den wir aus Familiengründen in sie verliebt machen möchten.“

„— Alle Achtung vor den Familiengründen! ... fahre fort.“

„— Meine schöne Arbeiterin schien mir keine lebhaftere Einbildungskraft zu haben, trotz dem begriff sie mich einigermaßen. Sie ist aus dem Elsaß, heißt Chichette Chichemann ... und hat einen etwas fremdartigen Accent ... der jedoch nicht unangenehm ist und um so mehr für den polnischen gehalten werden kann, als diese Sprache der deutschen viel gleicht. Kurz, ich habe diesen Abend ein Rendez-vous mit ihr, wir führen sie in ein Kaffeehaus und werden dort über unser Vorhaben einig; Sie werden sich überzeugen, daß sie sehr schön ist und zum Täuschen unschuldig und jungfräulich aussieht. Wenn sie als polnische Gräfin gekleidet sein wird, muß sich der junge Marquis unfehlbar wahnsinnig in sie verlieben.“

„ — Wir wollen's hoffen und dann schnell handeln, denn Monfreville führt Cherubim jetzt in die große Welt, unsere wahrhaftige Marquisinnen und Gräfinnen werden den Jüngling schön finden, und er sich seinerseits auch in eine dieser Damen verlieben . . . wenn einmal sein Herz gefangen wäre . . . “

„ — So wären wir um unsere Mühe betrogen! “

„ Ah bah! wenn Deine Kleine wirklich schön ist . . . kann uns das nicht stören: im menschlichen Herzen gibt's immer Platz für eine neue Liebe . . . mit neunzehnthalb Jahren hätte ich mich in alle fünf Welttheile verliebt! . . . Doch! Achtung, ich glaube, die kleine Heerde naht sich. “

In der That kamen einige junge Mädchen mit kleinen Häubchen und bescheidenen Schürzchen aus der dunkeln Allee heraus; zu einigen gesellten sich alsbald junge Leute, die ebenfalls auf ihre Heimkehr geharrt hatten. Andere gingen allein. Darena und Poterne, die auf der entgegengesetzten Seite der Straße standen, ließen alle Arbeiterinnen an sich vorbei gehen; die letzte endlich hüpfte über die Pflüge und eilte auf Poterne zu, der sich Mühe gab, ihr mit angenehmer Stimme zu sagen:

„ Sie haben mich erkannt, Fräulein Chichette? “

„ — Ach! ich will's doch glauben . . . Sie gleichen einem Köhler mit Ihrem Hute! . . . “

Darena schlug ein lautes Gelächter auf, die junge Nähterin stand stille und fragte:

„ — Ach! es ist Jemand bei Ihnen, Herr Glöbke? . . . “

„ — Ja, einer meiner vertrauten Freunde, dem die

Leitung der mit Ihnen besprochenen Angelegenheit anvertraut ist ... Wir werden irgendwo die Sache miteinander besprechen."

"Ja, mein liebes Kind," sagte Darena, den Arm des jungen Mädchens auf den seinigen legend, "wir wollen beim Punschtrinken miteinander schwätzen ... lieben Sie den Punsch?"

"— O! ja, sehr!" entgegnete die Elsaßerin, Darena anblickend.

"Vortrefflich, ich sehe schon, wir werden uns gegenseitig verstehen! ... Ich bin etwas minder häßlich, als jener Herr, reichen Sie mir Ihren Arm, ich werde Sie weniger abschrecken. Ist hier in der Nähe ein etwas reinliches Kaffeehaus? ... Wir wollen in die Straße Saint-Denis hinüber ... Ich habe Sie noch nicht betrachtet; man hat mir gesagt, Sie seien reizend ... Ich muß mich aber selbst davon überzeugen. Ah! gut, dort ist gerade eine Apotheke."

Darena zog die Arbeiterin zu einer Apotheke hin, stellte sie vor eine jener blauen Glasfugeln, die eine matte Helle auf die Straße werfen, blickte sie an und rief aus:

"— Sehr hübsch! ... ah, meiner Treu! recht lieblich! ... Wenn Sie beim Schein der Glaslampe so vortheilhaft aussieht, wie wird sie sich erst beim wahren Lichte ausnehmen. Ah! siehe dort ein Kaffeehaus, wir wollen hineingehen."

Die Herren traten mit Fräulein Chichette ins Kaffeehaus; sie wählten in der Ecke des Saales einen Tisch, um ungestörter miteinander sprechen zu können, und Darena befahl dem Kellner:

„Eine Bowle Punsch mit Rhum! . . . so gut Ihr ihn machen könnt.“

Poterne verzog das Gesicht und sagte leise zu Darena:

„Die Kleine hätte sich mit Bier begnügt . . . Es ist nicht der Mühe werth . . .“

„— Was soll das heißen? Du wirst ein erbärmlicher Filz! . . . Poterne, mein Freund, Du weißt, daß ich so etwas nicht leiden kann.“

„— Heißen Sie mich doch nicht Poterne! . . .“

„— Dann schweig' und langweile mich nicht mit Deinen einfältigen Einwürfen.“

Fräulein Chichette hatte an dem Tische Platz genommen und schien sich nicht im mindesten um das Gespräch der sie begleitenden Herren zu bekümmern. Die Elsässerin mochte etwa zwanzig Jahre alt sein. Sie war sehr klein, aber von einer höchst angenehmen Fülle; ein rundes Angesicht, schöne, geschlitzte braune, jedoch nicht sehr große Augen, und zarte, regelmäßig gezeichnete Augenbrauen; ein kleiner Mund, hübsche Zähne, ein kleines rundes Kinn mit einem niedlichen Grübchen, etwas volle Wangen und die Frische ihres ganzen Wesens vollendeten in ihr das Bild eines reizenden Landmädchens; übrigens hatte sie keine edle Physionomie, auch lag kein Ausdruck in ihrem Blicke . . . es war immer dieselbe Ruhe und dasselbe Lächeln.

Darena betrachtete die Elsässerin abermals und sagte leise zu Poterne:

„Sie ist hübsch . . . frisch wie eine Rose . . . sieht fittsam . . . sogar dumm aus . . . dies wird man übrigens für den Ausdruck der Sanftmuth halten. Wirklich, Du

hast einen wahren Fund gethan; wenn sie eine andere Kleidung an hat, so ist es unmöglich, daß sich Cherubim nicht verliebt. Ach! da kommt der Punsch ... wir wollen trinken ... trinken Sie, kleine Chichette ... Die Elsaßerinnen haben sonst einen guten Zug im Halse."

Fräulein Chichette nahm ein Glas und sagte:

"— Ach! ja, ich trinke gerne!"

"— Ihr Accent ist auffallend!" brummte Darena.

"Indeß gleichviel, es klingt nach dem polnischen, darüber sind wir einig ... Kellner, bringen Sie doch Makronen! Wie! Sie sehen, daß eine Dame bei uns ist und vergessen die Makronen! ... Haben Sie keine! ... Wenn man keine hat, macht man welche!"

"— Man läßt so eben holen, mein Herr!"

"— Gut! Geben Sie uns unterdessen Sprizkuchen, Lebkuchen ... oder was Sie sonst bei der Hand haben."

Während dieser Unterhaltung stieß Poterne erstickte Seufzer aus. Endlich brachte man ein Körbchen, welches Darena vor die junge Nähterin stellte und sich selbst dergestalt mit Sprizkuchen vollstopfte, als ob er nicht zu Mittag gegessen hätte. Als Poterne dies sah, entschloß er sich auch, etwas aus dem Korbe zu nehmen, und aß alle Lebkuchen auf. Darena sagte mit komischem Ernste zu ihm:

"Sie sehen nun ein, Graf, daß ich wohl daran that, diese Kleinigkeiten kommen zu lassen. Aber jetzt wollen wir von Geschäften sprechen und zur Hauptsache übergehen:

"Fräulein Chichette, Sie haben das hübscheste Gesichtchen, welches man in Paris und im Umkreise finden kann. Wir möchten einen jungen Mann recht toll in

Sie verliebt machen... Das wäre eine Kleinigkeit; aber wir wollen zugleich, daß seiner Liebe Hindernisse im Wege stehen sollen; warum?... das kann Ihnen gleichgültig sein, die Hauptsache ist nur, daß Sie genau befolgen, was man Ihnen sagt. Vor allen Dingen sind Sie die Frau des Herrn Grafen Globeski... und in Folge dessen die Gräfin Globeska! Das ist polnischer Gebrauch: die Männer nehmen ein i, die Frauen ein a an."

"— O! nein, ich will die Frau meines kleinen Landl's* werden! ich hab's ihm versprochen!"

"— Poß Donnerwetter, es ist ja bloß zum Schein, Sie sollen ja nur Komödie spielen."

"— Ach! ja! ja!... zum Spaß!... Da will ich's schon."

"— Sie sind also die Gräfin Globeska, eine geflüchtete Polin, und ihr Mann hier... dieser häßliche Herr, ist entsetzlich eifersüchtig; setzen Sie sich das recht in den Kopf. Man wird Ihnen schöne Kleider geben, das kann Ihnen nicht unangenehm sein... und Sie werden einige Tage... die Nächte ausgenommen... mit diesem Herrn zusammenwohnen, Alles jedoch mit Ehren und Anstand."

"— Ach! ja! ja!"

"— Und wenn der junge Mann recht verliebt ist, so können Sie ihn, wenn es Ihnen Freude macht, auch lieben, was überdies der Mühe werth wäre! denn er ist ein wunderhübscher Bursche... Sie werden die hübschen Bursche nicht hassen?"

* Das Wortspiel mit „Pays“, welches Land und Landsmann bedeutet, wußte der Uebersetzer nur durch diesen östreichischen Ausdruck einigermaßen wiederzugeben.

„— Ah! ja! ja!“

„— Und dafür bekommen Sie fünfundzwanzig Napoleonsd'or, oder mit andern Worten, fünfhundert Franken...“

Poterne gab Darena einen Stoß, und flüsterte ihm ins Ohr:

„Das ist zu viel! das ist zu viel! sie hätte unsere Sache für zwei oder drei Louisd'or unterstützt...“

Darena fuhr fort:

„— Ja, dafür bekommen Sie fünfhundert Franken... sechshundert sogar! wenn die Angelegenheit gut vor sich geht... ich büрге Ihnen dafür, und er wird sie ausbezahlen... hm, ist's recht so?“

„— Ah! ja! ja!“

„— Sackerlot!“ sagte Darena, sich umwendend, „sie kommt mir dümmer vor, als ein Stall voll Gänse!... Doch! das ist einerlei! die Liebe ist blind, sie hat auch das Recht, taub zu sein.... Laßt uns trinken! Kellner, noch eine Bowle!“

„— Aber... aber...“

„— Schweigen Sie, Graf Globeski! Sie werden nicht genöthigt, zu trinken... dürfen aber dessen ungeachtet bezahlen.“

Die zweite Bowle wurde aufgestellt; die Elsaßerin bekam mehr Farbe, ihre Augen fingen zu glänzen an, und Darena rief aus:

„Ei! der Kuß! wenn sie Cherubim so sähe... welche Feuersbrunst würde sie anfachen... Graf Globeski, Sie sorgen dafür, daß Chichette Morgen Abend solche Augen hat... Sie müssen ihr ein kleines Räuschchen anhängen.“

„Ja... mit Süßholzwasser!“ brummte Poterne, sich schmäuzend.

„— Achtung! Da man im Schauspielhause am leichtesten Bekanntschaft macht, so wird der Graf von Globeski seine Gemahlin Morgen Abend ins Schauspiel.... in den Cirkus führen; das ist das Lieblings-Theater der Fremden.“

„Es sei,“ sagte Poterne, „wir gehen in den Cirkus; wir werden uns auf den zweiten Rang des Amphitheaters begeben.“

„Warum nicht gar auf den „Taubenschlag“ selbst! Sie erbarmen mich, Globeski! Sie müssen eine Loge auf der ersten Gallerie nehmen...“

„— Aber...“

„— Keine aber!... Die Frau Gräfin muß schön gekleidet sein!“

„— Man wird sein Möglichstes thun.“

„— Und Sie, Graf, werden sich Mühe geben, nicht einer Canaille Namens Poterne ähnlich zu sehen...“

„— Es ist keine Gefahr vorhanden.“

„— Dann werden wir uns hinter euch in eure Loge setzen. Die Gräfin Globeska wird dann meinem jungen Freunde mit ihren glühenden Blicken das Herz entzünden... Sie verstehen mich, Kleine?“

„— O! ja! ja!...“

„— Und besonders nicht merken lassen, daß sie mich kennt.“

„— Ja! ja!“

„— Der Graf wird in einem Zwischenakte die Loge ohne seine Gemahlin verlassen... und diese während

dessen auf die Schmeicheleien meines jungen Freundes antworten... sie darf nicht viel sprechen, damit sie keine Dummheit entwischen läßt, aber sie muß zärtlich und leidenschaftlich sein."

"— O! ja! ja!"

"— Nach dem Schauspiel wird der Graf seine Frau wegführen, und wir ihm folgen... er wird einen Wagen nehmen, und wir ihm weiter nachfolgen... das Uebrige gibt sich von selbst. So ist's ausgemacht und festgesetzt. Der Punsch ist ausgetrunken, bezahlen Sie, Graf, dann wollen wir fortgehen!"

Poterne bezahlte mit Seufzen, Darena nöthigte ihn sogar, dem Kellner sechs Sous zu geben, und dann verließ man das Kaffeehaus. Mamsell Chichette wohnte in der Straße Saint-Denis, wohin man sie bis nach Hause begleitete; sie versprach, am morgigen Tage nicht auszugehen, um Globeski zu erwarten; hierauf strich Darena noch ins Palais-royal, und Poterne legte sich ins Bett.

Darena hatte seine Vorsichtsmaßregeln ergriffen, er wußte, daß Monfreville am folgenden Tag zu einem großen Mittagessen eingeladen, und Cherubim somit unabhängig war; er hatte ihn Morgens gesehen und zu ihm gesagt:

"Morgen will ich den Abend mit Ihnen zubringen... Sie dürfen um meinetwillen wohl einmal einen Abend auf Ihre großen Damen verzichten!... Sie bringen ihre ganze Zeit in den Salons zu... man reißt Sie an sich... Monfreville weicht nicht mehr von Ihrer Seite, aber meine Freundschaft verlangt auch ihre Reihe, und da

ich... für den Augenblick... ich habe zuweilen solche Zeiten!.. keine Gesellschaften besuche, so wollen wir ins Theater gehen."

Cherubim hatte den Vorschlag angenommen. Indessen fand er allmählig Geschmack an den großen Soireen; die liebenswürdige Aufnahme, der er sich erfreute, heilte ihn nach und nach von seiner Schüchternheit; Madame Celival zeigte sich liebenswürdiger gegen ihn, als gegen Andere; was mehrere Herren zu ärgern schien, besonders den kazenähnlichen Oberst und den schönen, jungen Mann mit dem Römergesichte.

Dies war nicht Alles: die feine, so launige, so nervenschwache, so krampfhafte Gräfin Baldieri, welche die ihr dargebrachten Huldigungen wie aus Gnaden aufnahm, hatte gehofft, daß der Marquis Cherubim die Zahl ihrer Anbeter ohne weiteres vermehren würde; aber der Jüngling begnügte sich damit, sie von Ferne zu bewundern, und diesmal diente ihm seine Schüchternheit vortrefflich; die kleine Gräfin ärgerte sich wüthend über diese vermeintliche Gleichgültigkeit, denn in unsern Tagen läßt sich nicht voraussetzen, daß die jungen Männer schüchtern seien; und als Frau von Baldieri bemerkte, daß Cherubim sich häufig mit Madame Celival unterhielt, spannte sie alle Segel auf, um ihr diese neue Eroberung zu entreißen; bei den Frauen erregt der Aerger oft Liebe, und ein Anderer, als Cherubim, würde den aus dieser Eifersucht entstehenden Vortheil klug benützt haben.

Die schöne Gräfin hatte den jungen Marquis in ihre Abendgesellschaften eingeladen, Herr von Baldieri, als gefälliger Gatte, seine Bitten mit den ihrigen ver-

eint, und Cherubim besuchte die Krampfleidende Emma, welche sich in seiner Nähe liebenswürdig zeigte, und ihre Nervenleiden zu vergessen schien.

Dann war in einer von seinem Hause benachbarten Straße ein ziemlich hübscher Leinwandladen, und in diesem befand sich unter den stets auf dem Comptoir arbeitenden Mädchen eine Blondine mit röthlichen Augen, die eine kleine, etwas aufgestülpte Nase à la Roxelane und eine sehr lebhaftte Miene hatte. Diese fand, wenn Cherubim vorbeiging, immer eine Gelegenheit, an der Thüre zu stehen und ihm zuzulächeln, oder unter irgend einem Vorwand auf die Straße hinaus zu gehen; und mehrmals hatte sie, dicht an dem Jüngling vorübergehend, mit gesenkten Blicken zu ihm gesagt:

„Ich gehe alle Abend um neun Uhr aus . . . wenn Sie mich sprechen wollen, so warten Sie einmal Abends an der Straßenecke auf mich, ich heiße Gelanire.“

Endlich hatte Cherubim mehrmals Mamsell Malvina begegnet, die zwar nicht mehr als Schweizerin gekleidet, aber doch sehr anziehend in ihrem kleinen rosenfarbenen Bibi-Hute, ihrem etwas kurzen Rocke und ihrer schwarzseidenen Echarpe war, die sie so vortheilhaft anzuziehen wußte; sie hatte den jungen Mann gestellt, ihm glühende Blicke zugeworfen, und zu ihm gesagt:

„Sie wollen mich also nicht besuchen, Herr Cherubim, wissen Sie, daß das sehr schlecht, und daß es eine Undankbarkeit von Ihnen ist, meine Bekanntschaft so zu vernachlässigen . . . Sie kennen meine Adresse, kommen Sie einmal zum Frühstück zu mir . . . ich stehe spät auf . . . aber ich erlaube Ihnen, sich schon frühe einzufinden.“

Eherubim befand sich somit unter dem Kreuzfeuer mehrerer Eroberungen, als Darena, dem es gelungen war, sich wieder einen bessern Anzug zu verschaffen, ihn abholte und in den Cirkus auf dem Boulevard du Temple führte.

Unterwegs erzählte der junge Mann Darena alle seine Erlebnisse, und dieser sagte, nachdem er ihm aufmerksam zugehört hatte, zu ihm:

„Es scheint mir, lieber Freund, daß Sie ein wahrer Faublas sind, alle Frauenzimmer beten Sie an! und Sie?“

„— Ich... o! ich bete dieselben auch an!...“

„— Also lieben Sie Madame Celival?“

„— Ich glaube, ja... ich finde sie sehr verführerisch.“

„— Und die schmachthende Gräfin von Baldieri?...“

„— O!... die gefällt mir auch bedeutend.“

„— Und die Grisette... das heißt die Weinwandhändlerin?“

„— Finde ich allerliebste!“

„— Und Malvina.... die so hübsche Mädchen schlägt?“

„— Sagt meinem Geschmack vollkommen zu.“

„— Wohlan, denn... wie weit haben Sie es bei diesen Damen gebracht?... Unter Männern, beim Kufuf, macht man aus solchen Dingen kein Geheimniß!...“

„— Wie weit ich's gebracht habe? ja... nicht... weiter...“

Darena schlug ein ungeheures Gelächter auf, was Eherubim sehr ärgerte, und fuhr endlich fort:

„Dann, mein Lieber, sind Sie selbst Schuld, weil Sie nicht wollten! und hieraus schließe ich, daß diese Frauenzimmer alle wenig Eindruck auf Ihr Herz gemacht haben. Uebrigens begreife ich das... Eroberungen in den Salons... Grisetten... Tänzerinnen... haben nichts Pikantes an sich!... oft finden wir durch Zufall weit interessantere Begegnungen... aber da sind wir bereits vor dem Theater des Cirkus.“

Cherubim löste Karten ein, — ein Geschäft, welches ihm Darena stets überließ, und sie traten in den Saal.

„Hier haben wir einen guten Platz,“ sagte Cherubim, sich beim Eingang der Vorbühne niederlassend.

Aber Darena, der eben die gesuchten Personen bemerkte, entgegnete seinem jungen Freunde:

„In einer Loge wär's besser... außerdem auch schicklicher, kommen Sie... in diese zum Beispiel.“

Und Darena ließ sich die Loge, worin er Poterne und Fräulein Chichette Chichemann entdeckt hatte, aufmachen.

Zur Erkennung dieser beiden Personen mußte man Darena's scharfen Blick haben, und von ihrer Anwesenheit überzeugt sein, denn sie waren vollständig verkleidet; besonders war Poterne gänzlich verwandelt und unkenntlich.

Darena's intimer Freund hatte seine struppigen Haupthaare zum Opfer gebracht, und sich so kurz scheeren lassen, daß er einem vom *pont neuf* kommenden Pudelhunde glich; er hatte eine grüne, auf beiden Seiten mit grünem Taffet verhängte Brille auf die Nase gesetzt, und außerdem etwas in seinen Mund gestopft, damit seine

hohlen Wangen fortwährend bausbäckig aussähen. Er war ganz verändert; ein Paletot mit Schnürwerk, der ihm bis ans Kinn ging, und ihm beinahe die Cravatte ersparte, kleidete den vorgeblichen Grafen von Globeski ziemlich passend.

Was Fräulein Chichette betrifft, so hatte diese ein abgetragenes, rosafarbenes Kleid und einen großen, mit Pelz verbrämten Kragen an, auf dem Kopfe trug sie ein kleines, grünes Sammetbaret mit Eichel und Schnüren von derselben Farbe, die ihr übers linke Ohr herabhingen. Ihre Toilette war nicht frisch, aber ihr rundes Angesicht unter dem Baret noch hübscher, und das Staunen, welches sie über ihre Schönheit empfand, verlieh ihren Augen einen beinahe reizenden Ausdruck.

Darena übersah das mit einem Blicke, und sprach bei sich:

„Dieser niederträchtige Poterne hat ihr den Anzug im Temple gekauft! zum Glück ist die Kleine wunderhübsch, und wenn mein junger Cupido nicht Feuer fängt, so wird in mir die Vermuthung rege, daß etwas Unglückliches in seiner Organisation liegen muß.“

Poterne stieß Fräulein Chichette mit dem Kniee an, und bezeichnete ihr durch einen Blick den jungen Mann, der sich hinter sie gesetzt hatte; die sogenannte Polin wendete sich um, lorgnettirte Cherubim, und sagte dann leise:

„Er ist sehr hübsch... beinahe ebenso hübsch wie mein Landl!“

Cherubim seinerseits betrachtete die vor ihm sitzende Dame und flüsterte Darena zu:

„Mein Freund, sehen Sie doch einmal diese schöne Frau an!“

Darena neigt sich bewundernd zu Cherubim und antwortet:

„Ich kann Sie versichern, daß ich noch nichts Vollkommeneres gesehen habe... die Frische der Rose und das Blendende der Lilie!... das ist eine Perle... in Ihrem Alter hätte ich den Mond angegriffen um den Besitz dieser Frau!“

Cherubim schwieg, beschäftigte sich aber weit mehr mit der jungen Frau im Sammet-Baret, als mit dem Stück, welches gespielt wird; Fräulein Chichette ihrerseits wendete sich, der ihr gegebenen Weisung getreu, jeden Augenblick um und sah Cherubim an; dies dauerte oft so lange, daß Poterne sie stoßen mußte, indem er ihr mit leiser Stimme sagte:

„Genug... Sie gehen zu weit... man könnte glauben, Sie hätten sich auf den Boulevards eingeübt!...“

Nach einiger Zeit sprach Darena zu seinem jungen Freunde:

„Es scheint mir vortrefflich zu gehen... Ihre Angelegenheiten mit dieser Rosenkranzspe rücken schleunig vor.“

„— Ja... in der That... sie sieht mich oft an... Ich weiß nicht, ob ich hoffen darf...“

„— Wie? Sie wissen nicht! was Teufels verlangen Sie denn von einer Dame beim ersten Zusammentreffen mehr, als daß sie Ihre Liebesblicke vergilt?... und sogar mit großem Interesse geschieht das!... Sie haben Ihre Eroberung gemacht... das ist augenscheinlich... Ah! Sie sind glücklich!... ich glaube, es ist eine Fremde...“

Dieser Mann ist kein Franzose; das muß ihr Gemahl sein . . . "

" — Sie glauben . . . ? "

" — Uebrigens sieht er sehr vornehm aus. "

" — Finden Sie ? "

" — Ich meine, das könne Jeder merken. "

In einem Zwischenakte verfehlte Herr Poterne nicht, allein hinauszugehen, dann verließ Darena die Loge auch, sagte aber vorher noch zu Cherubim:

" Das ist eine herrliche Gelegenheit, ein Gespräch anzuknüpfen . . . versuchen Sie es feck ! "

" — Sie glauben, daß ich es wagen darf . . . "

" — Ich stehe Ihnen dafür, die Dame wünscht es . . . abgesehen davon kann man nicht leicht häßlicher sein, als der Herr, der sie begleitet, und sie wäre kein Frauenzimmer, wenn sie ihn nicht betrügen würde ! "

Cherubim, der mit der hübschen Dame, für die sein Herz schon loderte, allein zurückgeblieben war, besann sich, wie er die Unterhaltung beginnen sollte; indessen warf sie ihm Blicke zu, die ihn lebhaft zum Sprechen aufforderten, und lächelte sogar so zärtlich gegen ihn, daß er endlich den Muth faßte:

" — Lieben Sie das Schauspiel, Madame ? "

" — Ja, mein Herr ! "

" — Besuchen Sie es oft ? "

" — Nein, mein Herr, doch früher ging ich mit meiner „Guisine“ öfters hinein. "

Cherubim horchte aufmerksam, und suchte zu verstehen; Fräulein Chichette fuhr fort:

" — Meine Guisine liebte das Schauspiel sehr. "

„— Ach! Sie wollen ohne Zweifel von einer Cousine sprechen?“

„— Ja, ja, meine Cousine.“

„— Ist der Herr, der Sie begleitet.... Ihr Herr Gemahl?“

„— Ach ja.... der Graf Globe..... Globe.... ach! sonderbar!... ich weiß meinen Namen nicht mehr! wie dumm bin ich!...“

„— Sie sind keine Französin, Madame?“

„— O! nein... ich bin aus dem Elsa... nein, ich bin sonst wo her! Ich habe es auch vergessen.... wie arg dumm bin ich doch!“

Fräulein Ghichette sprach dies Alles so wunderbar aus, und ließ ihre Blicke dabei so oft auf Cherubim ruhen, daß der junge Mann die Zusammenhanglosigkeit ihrer Worte gar nicht beachtete, sondern sich mehr und mehr für die schöne Fremde entflammte.

„— Gefallen Sie sich jetzt in Paris, Madame?“

„— O ja, ich gefalle mir... aber ich denke fortwährend an mein kleines Land!...“

„— Ach! Sie vermissen es?“

„— Ja! ich möchte mein kleines Land wiedersehen!“

„— Sie lieben Ihr Vaterland... Das finde ich ganz natürlich!...“

„— O! ja.... er ist jetzt Infanterist.“

Hier verstand Cherubim nichts mehr, aber Poterne kehrte zurück, was für Fräulein Ghichette, die aus ihrer Rolle fiel und Dummheiten schwätzte, ein Glück war.

Darena kam gleich darauf auch wieder zurück; er

fragte Cherubim, ob er seine Angelegenheiten mit der hübschen Frau befördert habe?

„— Ja, wir sprachen zusammen es schien ihr ganz erwünscht . . . Sie haben sich nicht geirrt, der Herr ist ihr Mann; sie ist fremd, sie hat einen ausländischen Accent.“

„— Es sind Polen, ich hab's im Foyer (Sprechzimmer) erfahren . . .“

„Sie scheint ihr Vaterland sehr zu lieben, sie spricht immer davon!“

„— Ihr Vaterland . . . Ach! ja, Polen . . . Nun, haben Sie ein Rendez-vous mit ihr ausgemacht? . . .“

„— Ein Rendez-vous, o! so weit waren wir noch nicht! . . .“

„— Womit unterhalten Sie sich denn! . . . Bei einer Frau, die Thretwegen toll ist! und Sie mit den Blicken verzehrt! . . .“

„Sie glauben? Welches Glück! . . . sie ist so hübsch . . . und ihre Aussprache so angenehm . . .“

„— Ja, der polnische Accent klingt sehr lieblich.“

„— Ich bin ganz verrückt in sie, mein Freund.“

„— Sie haben Recht, es wäre eine Sünde, dieser alten Kröte ihre Rosenknospe nicht zu entführen!“

„— Entführen! Wie, Sie glauben, daß man sie entführen . . .“

„Still! lassen Sie mich machen, ich will die ganze Sache leiten.“

Das Schauspiel ging zu Ende. Herr Poterne setzte seinen regendachartigen Hut auf und nahm die schöne Chichette beim Arme. Trotz dem, daß diese sich in ihrem

Anzug etwas unbequem fühlte, war sie doch im Stande, ihre rechte Hand hinter sich zu halten.

Darena und sein Begleiter folgten den Polen, die sich zurückzublicken hüteten, auf der Ferse. Darena nöthigte Cherubim beinahe, die Hand anzufassen, welche die Dame gefällig auf ihre Taille stützte, und der junge Mann wurde scharlachroth, als er seinem Freund ins Ohr flüsterte:

„Ach! ... sie hat mir die Hand gedrückt! sie drückt sie immerfort!“

„— Beim tausend! ... was habe ich Ihnen gesagt?“ versetzte Darena. „Die Sympathie ... ich glaub' es Ihnen, schafft Eines für das Andere.“

Mit diesen Worten gab Darena Poterne einen heftigen Tritt, um ihn voranzutreiben, damit Fräulein Chichette die Hand Cherubims loslasse, denn es schien, als wollte sie diese fortwährend festhalten.

Die vorgeblichen Fremden stiegen in einen Fiaker, Cherubim und Darena nahmen ein Cabriolet und befahlen ihm, dem Fiaker nachzufahren, der vor einem sehr bescheidenen, meublirten Hause der alten Templestraße Halt machte.

„Ganz gut,“ sagte Darena, „wir wissen nun, wo sie wohnen, dies genügt für heute Abend. Morgen schreiben Sie ein feuriges Billet an die Polin, ich nehme es auf mich, dasselbe ohne Vorwissen ihres Mannes in ihre Hände zu spielen, und stehe Ihnen dafür, daß sie darauf antworten wird.“

Nachdem zwischen den Herren Alles abgemacht war, begab sich Cherubim nach Hause, und Darena verließ

ihn, sich innerlich über den Erfolg seiner List beglückwünschend.

Drittes Kapitel.

Louise in Paris.

Obgleich sich Cherubim nun in der großen Welt befand, obgleich er der Gegenstand des Wetteifers mancher Frauen war, um deren Eroberung man ihn beneidete, trotz der Liebesblicke der Grisetten und der ihm von Tänzerinnen angebotenen Rendez-vous hatte er doch das Dorf und jene kleine Louise, die Gespielin seiner Kindheit, nicht vergessen.

Oft sprach er davon, nach Gagny zu gehen, um seine gute Nicolle wieder zu sehen und zu umarmen; oft beauftragte er Herrn Gerondif, sie zu besuchen, gab ihm Geschenke für die Dorfbewohner mit und empfahl ihm besonders, sich nach Louisens Schicksal zu erkundigen. Der Hofmeister besorgte jedoch den Auftrag nur zur Hälfte: er ging nach Gagny, überbrachte die Geschenke und betrachtete mit gierigen Blicken die junge, jeden Tag sich verschönernde Louise, dann kam er zurück und meldete seinem Zögling, daß seine ehemalige Gespielin immer noch in der Bretagne sei, wo es ihr so sehr gefalle, daß sie gar keine Lust mehr habe, zu Nicolle zurückzukehren.

Indessen hatte Cherubim am Vorabend des Tages, wo er mit Darena im Circus gewesen war, abermals davon gesprochen, nach Gagny zu gehen und zuvor Herrn

Gerondif bestimmt erklärt, die Woche solle nicht verstreichen, ohne daß er seine Amme gesehen und umarmt hätte.

Dann war der Hofmeister sehr unruhig geworden und hatte bei sich gedacht:

„Wenn der Herr Marquis nach Gagny geht, so trifft er die kleine Louise und merkt sofort, daß ich ihn belogen habe. Er ist im Stande, mich aus seinen Diensten zu jagen, denn trotz seiner gewöhnlichen Sanftmuth hat er zuweilen Augenblicke, wo er außerordentlich heftig ist. Es wäre nichts Geringes, eine Stelle zu verlieren, wo ich fünfzehnhundert Franken, nebst der Wohnung in einem schönen Hôtel, Verköstigung und Pflege erhalte, wofür ich nichts zu thun habe, als zu schlafen und zu essen und Mamsell Turlurette Verse vorzulesen; außerdem ist zu vermuthen, daß, wenn mein Zögling diese junge Louise wieder sieht, auch seine Neigung für sie rege werden wird . . . und das wäre ebenfalls meinen Planen entgegen; denn diese Kleine hat in meinem Innern einen Scheiterhaufen angezündet . . . Meine Absichten sind recht-schaffen, ich bestimme sie zu meiner Gattin, ich will sie zur Ehre meines Namens erheben . . . Aber zum Heirathen muß man einiges Vermögen haben . . . Wenn ich noch zwei Jahre beim Marquis bleibe, so kann ich mir etwas zusammensparen, denn ich kann beinahe mein ganzes Einkommen auf die Seite legen; es handelt sich jetzt nur darum, die kleine Louise in Sicherheit zu bringen, damit sie mir nicht weggeschnappt wird.“

Herr Gerondif sann den ganzen Tag hierüber nach, und Abends besann er sich neben der guten Turlurette,

die ihn in Weingeist eingemachte Früchte (womit sie vorzüglich umgehen konnte) versuchen ließ; während er sich eben an der dritten Zwetschge labte, trat Tasmin, der alle Tage schwerfälliger wurde, aber dennoch sehr übel gelaunt war, daß sein Herr einen jungen Tofey angenommen hatte, ins Zimmer der Haushälterin und fragte:

„Kennen Sie vielleicht eine Kammerjungfer, die im Augenblick keine Stelle hat?“

„Warum, Herr Tasmin?“ fragte Turlurette wieder.

„— Ach, lezthin wartete ich auf meinen Herrn, der bei einer Gesellschaft war . . . Er verbietet mir's zwar immer . . . aber diesmal war sein kleiner Tofey krank . . . ich benützte die Gelegenheit und holte ihn Abends mit dem Cabriolet ab . . . ich habe sogar zwei Buden zusammengefahren . . . aber es gibt Leute, die einem überall im Wege stehen.“

„— Nun, Herr Tasmin?“

„— Nun, während ich mich mit den im Vorzimmer anwesenden Dienern unterhielt . . . was lange währte . . . man verläßt die Gesellschaft erst so spät . . . kurz, da war einer darunter, der sagte:

„— Wir suchen eine Kammerjungfer für unser Fräulein . . . ihre Frau Mutter ist gegenwärtig einige Zeit aufs Land gegangen. Der gnädige Herr wollte seine Tochter bei sich behalten . . . und die frühere Kammerjungfer mußte man fortschicken . . . weil man entdeckte, daß sie sich zuviel mit einem Wichser abgab . . . und da der gnädige Herr sehr streng ist . . . so konnte es nicht lange dauern, daher suchen wir eine andere Kammerjungfer.“

„ — Hierauf schlug ich ihm eine Person vor, die ich kenne und die sehr geschickt ist; als ich aber sagte, sie sei sechzig Jahre alt, erwiderte man, es sei überflüssig, sie zu schicken. Die Leute sind sonderbar heutzutage, sie wollen Kinder zu Dienstboten. “

„Ich kenne Niemand, der eine Stelle sucht,“ entgegnete Mamsell Turlurette.

Herr Gerondif, welchem kein Wort von dem, was Tasmin erzählte, entgangen war, nahm sodann das Wort mit einer scheinbar ziemlich gleichgültigen Miene.

„Und wer sind die Leute, die eine Kammerjungfer brauchen? ... Da ich viel Bekanntschaften in Paris habe, so könnte ich vielleicht Jemand einen Gefallen erweisen, wenn ich ihm diesen Platz verschaffte; aber ehe ich mich in die Sache mische, muß ich vor allen Dingen, das werden Sie wohl begreifen, überzeugt sein, daß es empfehlenswerthe Leute sind. “

„ — O! was das anbetrifft, Herr Gerondif, dürfen Sie beruhigt sein! “ entgegnete Tasmin. „Es ist in einem der achtbarsten Häuser ... bei Herrn von Noirmont, einem ehemaligen Gerichtsbeamten ... einem Manne, der nie lacht ... und keinem Hühnchen etwas zu leid thun würde ... Er war ein Freund unseres seligen Herrn Marquis von Grandvilain, des Vaters von unserem gnädigen Herrn ... “

„ — Und woraus besteht die Familie? “

„ — Aus Herrn von Noirmont, seiner Gemahlin und ihrer fünfzehnjährigen Tochter, einer Köchin, einem Bedienten für den Herrn und einer Kammerjungfer, die eben gesucht wird. “

„ — Ist der Bediente jung? “

„ — Ja ... derselbe, mit dem ich gesprochen habe...
Er ist erst sechsundfünfzig Jahre alt, sieht aber sehr ge-
sezt aus. “

Herr Gerondif lächelte und fuhr fort:

„ Ist es ein Haus, wo man viele Gesellschaften
empfängt ... Bälle gibt ... und sein Leben in *varietate
voluptas* hinbringt? “

„ — Nein, nie Bälle ... noch *volupetas*, wie Sie
sagen. Die Dame liebt die Gesellschaft nicht, und Herr
von Noirmont bringt sein Leben in seiner Bibliothek zu.
Auch unser junger Marquis will nicht hingehen, obgleich
er eine Einladung erhielt ... “

„ — So! er hat von dort eine Einladung erhalten? “

„ — Ja, aber ich hörte ihn Morgens beim An-
kleiden sagen:

„ Ich habe keine Lust, in dieses Haus zu gehen; man
muß sich entsetzlich darin langweilen. “

„ — Sind Sie überzeugt, daß Herr Cherubim das
gesagt hat? “

„ — Ja, und Herr von Monfreville hat ihm sogar
geantwortet:

„ Sie thun wohl daran; es ist ein Haus, worin sich
nichts Angenehmes für Ihr Alter findet. “

Herr Gerondif rieb sich die Hände und fragte nichts
weiter. Tags darauf begab er sich, nachdem er Herrn
von Noirmonts Adresse aufgesucht hatte, in dessen Haus,
verlangte den Bedienten zu sprechen, und gab vor, daß
ihn der alte Tasmin geschickt habe, da er eine Kammer-
jungfer für Fräulein von Noirmont wisse.

Tasmin war der Nestor der Dienerschaften; seine Empfehlung galt Alles, und die eines so ernststen Mannes, wie Herr Gerondif zu sein schien, konnte die gute Meinung, welche man von ihrer Schutzempfohlenen hegte, nur vermehren.

Der junge, sechsundfünfzigjährige Bediente (wie Tasmin gesagt hatte) erwiderte dem Hofmeister, da die gnädige Frau verreist sei, und der gnädige Herr sich nie um häusliche Angelegenheiten bekümmere, so hänge die Wahl einer andern Kammerjungfer nur von ihm ab; er schenke der Person, welche der ehrenwerthe Herr Tasmin die Güte habe, ihm zuzuweisen, sein Zutrauen, und wünsche weiter nichts, als daß sie so bald wie möglich kommen möchte.

Des Gelingens von dieser Seite sicher, bedankte sich Herr Gerondif, versprach, das junge Mädchen bald zu bringen, machte sich unverzüglich nach Gagny auf und ging zu Nicolle.

Die Anwesenheit des Schullehrers verbreitete immer Heiterkeit in der Landleute Wohnung; denn er brachte Neuigkeiten aus Paris, und man konnte mit ihm von Cherubim sprechen.

Nachdem er Louisens und Nicolle's Fragen, die sich vor allen Dingen nach der Gesundheit des Gegenstandes ihrer Liebe erkundigten, beantwortet hatte, wendete sich Herr Gerondif an das junge Mädchen und sagte zu ihr:

„Ihretwegen, mein schönes Kind, bin ich heute hauptsächlich nach Gagny gekommen, denn ich beschäftige mich mit Ihrer Zukunft... Ihrem Schicksale... Sie sind siebzehn Jahre alt... groß, und sowohl leiblich

als auch geistig ausgebildet: darunter verstehe ich, daß Sie frühe schon vernünftig sind; außerdem haben Sie durch die Theilnahme an den Stunden, die ich meinem Zögling gab, viel gewonnen; Sie lesen und schreiben recht gehörig, und sprechen sogar ziemlich korrekt... überdies sind Sie geschickt mit der Nadel, und scheinen mir zu allen Arbeiten Ihres Geschlechtes tüchtig; nicht wahr, Mutter Nicolle?"

„Freilich ist das wahr;“ antwortete die gute Frau mit staunendem Blicke. „Was wollen Sie denn mit unserer Louise anfangen, wollen Sie auch eine Herzogin aus ihr machen?..."

„— Nein, nicht ganz, aber ich wiederhole es Euch, ich will für ihre Zukunft sorgen... wenn Louise in diesem Dorfe bliebe, was wäre ihr Schicksal? Sie hat keine Eltern, kein Vermögen, sie müßte es als ein Glück betrachten, wenn sie irgend ein roher Bauer heirathen wollte.“

„O! nie! nie!..." rief Louise aus, „ich will mich niemals verheirathen.“

„Aber, mein Gott, liebes Kind,“ versetzte Nicolle, „Du weißt ja, daß wir Dich nicht zwingen, und Dich nie aus unserem Hause stoßen..."

„Das ist Alles ganz gut,“ fuhr Gerondif fort; „aber wenn Louise eine gute Stelle in Paris in einem angesehenen Hause fände, wo sie sich etwas ersparen... und später eine gute Heirath machen könnte... so wäre dies, wie mir scheint, nicht zu verachten.“

„— In Paris!“ rief Louise mit einem Freudenschrei aus. „O! ja, ja! ich will nach Paris! welches Glück!..."

wie zufrieden werde ich sein... nicht wahr, Mutter, Dir ist's auch recht?"

„Wie, mein Kind? Du willst mich ebenfalls verlassen?“ sagte Nicolle traurig; aber Louise küßte sie mehrmals und rief aus:

„Aber bedenke doch, daß er dort ist... wenn ich dieselbe Stadt mit ihm bewohne, denke ich, daß ich ihn bisweilen sehen... begegnen werde... und dieser Gedanke erweckt in mir den Wunsch, nach Paris zu gehen... Nicht wahr, Herr Gerondif, man begegnet... man sieht sich, wenn man an einem und demselben Orte mit einander wohnt... und ich könnte ihn sehen, wenn ich in Paris wäre?“

„Wen... könnten Sie sehen?“

„— Ach! Cherubim... den Herrn Marquis... von wem sonst soll ich denn sprechen, als von ihm?“

Der Hofmeister begriff, daß nur die Hoffnung, Cherubim zu sehen, das junge Mädchen bewog, seinen Vorschlag mit Freuden aufzunehmen; er hütete sich wohl, sie zu enttäuschen, und antwortete:

„Ganz gewiß hat man, wenn man in einer Stadt mit einander wohnt, mehr Aussicht, einander zu sehen, als wenn Eines im Süden und das Andere im Norden weilt;... oder wenn, so zu sagen, Eines per fas und das Andere nefas ist. Wohlan, jugendliche und interessante Louise, was ich für Sie suchte, habe ich gefunden; in einem der ersten Häuser ist Ihnen eine Stelle als Kammerjungfer angeboten... und wenn ich sage: Kammerjungfer, so heißt das so viel wie Gesellschafterin! und wenn ich sage Gesellschafterin, so heißt

das so viel wie Gespielin und Freundin eines jungen, sechzehnjährigen Fräuleins, das ebenso liebenswürdig als gutartig sein soll... der ganze Unterschied zwischen euch besteht darin, daß Sie ihm beim Ankleiden behülflich sein müssen... es Ihnen aber nicht... aber unter Freundinnen kommt das alle Tage vor; eine besorgt Alles und die andere geht spazieren. Außerdem bekommen Sie schöne Kleider... denn die spazierende Freundin gibt der, welche sie ankleidet, gewöhnlich alle Kleider und Tücher, deren sie nicht mehr bedarf; überdies verdienen Sie Geld, was nie ein Schaden ist, denn mit Geld erlangt man Gold, das reinste Metall... wenn keine Schlacken mehr darunter sind. Nun antworten Sie, was halten Sie von meinem Vorschlag?"

"— O! ich nehme ihn mit Freuden an... wenn meine zweite Mutter einwilligt!..."

"— Meiner Treu! liebes Kind," sagte Nicolle, "wenn Du so gerne nach Paris gehst, will ich mich nicht widersetzen; abgesehen davon, denke ich, Herr Gerondif, welcher Schulmeister im Dorfe war, werde Dir nichts vorschlagen, was nicht zu Deinem Wohle führt..."

"— Ihr seid so vernünftig wie Aesopus, Frau Nicolle, obgleich Ihr nicht bucklig seid! ich will dieser *puella formosa* nur eine glückliche Zukunft bereiten... und die Folge wird es Euch beweisen."

"Und Herr Cherubim?" fragte Louise, die nur noch Cherubim zu sagen wagte, wenn sie von ihrem Geliebten sprach... „weiß er, was Sie mir vorschlagen?... ist's ihm recht, wenn ich nach Paris gehe?"

Herr Gerondif fragte einen Augenblick an der Nase, und entgegnete dann mit Zuversicht:

„Ob er es weiß? Natürlich... er wünscht es sehr, daß Ihnen mein Anerbieten genehm sei.“

„— O! dann darf ich nicht zögern, ich willige ein, mein Herr, ich gehe, sobald Sie nur wollen... ich bin bereit.“

„— Dann wollen wir sogleich gehen.“

„Was!“ rief Nicolle, „Sie wollen es so plötzlich fortnehmen, das theure Kind?“

„— Es muß sein, Frau Frimoussset, es bewerben sich gar Viele um die Stelle, die ich ihr verschaffen will, wenn wir lange zögern, so könnte sie einer Andern übergeben werden. In Paris schwimmt man nicht in guten Plätzen, ich muß sie also heute noch vorstellen, und die Sache ins Reine bringen.“

„O! ja, Mutter, laß mich fort... ich weiß wohl, daß es Dir Kummer macht, mich von Deiner Seite zu geben... und ach! mir auch... Dich zu verlassen... aber auf der andern Seite, bin ich so glücklich, mich... Herrn Cherubim... nähern zu dürfen... überdies wünscht er, ich solle nach Paris kommen... man muß ihn nicht ärgern... Aber ich werde Dich besuchen, o! ich mache es nicht wie er! ich vergesse das Dorf... und Diejenigen, welche Elternstelle an mir vertraten, nicht.“

„— Geh, mein Kind... ich bin nicht Deine Mutter... ich habe keine Rechte über Dich... auch wenn ich solche hätte, würde ich mich Deinem künftigen Glücke nicht widersetzen... aber komm' ja zuweilen zu mir... Man wird sie doch nicht daran hindern, Herr Gerondif?“

„ — Nein, gewißlich nicht! ... sie genießt, unter der Bedingung, dieselbe nicht zu mißbrauchen ... einer vollkommenen Freiheit. Auf! schöne Louise, machen Sie Ihr Gepäck zusammen ... nehmen Sie nur das Nöthigste mit ... die Holzschuhe können Sie da lassen, Sie tragen, wo Sie hinkommen, keine ... ich erwarte Sie.“

Louise beeilte sich, ein Päckchen Kleider zusammen zu machen; sie war so betroffen, so betäubt von dem Geschehenen, daß es ihr vorkam, wie ein Traum; ihr Herz hüpfte vor Freuden bei dem Gedanken, nach Paris zu gehen; aber nicht an die Vergnügungen der großen Stadt dachte sie, nicht nach schönern Kleidern und einem gemächlichen Leben sehnte sie sich, nein, sie hatte bei dieser Reise nur Eines vor Augen: daß sie mit Cherubim an einem und demselben Orte sein werde.

Während Louise ihre Zurüstungen zur Abreise machte, nahm Herr Gerondif die Amme bei Seite, und sprach in ernstem, eindringlichen Tone zu ihr:

„Jetzt, tugendhafte Nicolle, muß ich Euch ein Geheimniß enthüllen ... der Grund, warum ich Louise nach Paris führe, ist besonders der, sie den Verführungen zu entreißen, denen man sie aussetzen wollte, um ihre Tugend zu erschüttern und die Blume ihrer Unschuld zu knicken ... in zwei Worten erzähle ich Euch die Thatsache: Euer Säugling Cherubim ist in Paris ein großer Verführer geworden, nichts darf sich ihm widersetzen ... lezthin erinnerte er sich Louises, der Gespielin seiner Kindheit, und rief aus: sie muß jetzt reizend sein! ich will sie zu meiner Maitresse machen ...“

„Ach! mein Gott! ist's denn möglich!“ rief Nicolle

mit großen Augen. „Mein kleiner Cherubim ist so ausschweifend geworden!“

„— Wie ich die Ehre habe, Euch zu versichern, in Paris wird man, wenn man Vermögen hat, bald was sie einen Löwen heißen, und einen Löwen nennt man mit andern Worten einen Verführer...“

„— Cherubim ein Löwe! er, der sonst ein Lamm war!“

„Ich wiederhole Euch, in Paris gibt's keine Lämmer mehr. Kurz, ich war überzeugt, daß Ihr Eure Hand nicht zum Verderben Eurer Adoptivtochter reichen und billigen würdet, daß ich dieses Kind vor den Schlichen der Verführung schütze.“

„O! Sie haben sehr wohl daran gethan, Herr Schulmeister, ich billige es.“

„Deshalb sagt Ihr, wenn Cherubim Louise besuchen will, sie sei schon lange bei einer Eurer Verwandtinnen in der Bretagne, und gefalle sich dort sehr.“

„— Einverstanden! das werde ich ihm antworten! ... mein Gott! Cherubim ein Verführer! deshalb hat er das Dorf vergessen!“

Louisens Päckchen war bald gemacht; sie setzte ihren kleinen, groben Strohhut auf, dessen Form zwar nicht elegant war, worunter aber ihr Gesichtchen reizend hervorblickte.

Sie warf sich in Nicole's Arme und flüsterte ihr ins Ohr:

„Wenn ich ihn sehe, will ich ihm sagen, es sei abscheulich, daß er Dich nicht besuche!“

Nicolle bedeckte Louise mit ihren Küssen und sprach:

„Bedenke, mein Kind, daß wenn Du dort vielleicht Langeweile hättest, wenn es Dir nicht nach Wunsch ginge... Du stets eine Heimath bei uns finden wirst, und wir Dich jederzeit wieder mit Freuden im Hause aufnehmen werden.“

Herr Gerondif machte diesem Abschied ein kurzes Ende, indem er die Jungfrau beim Arme nahm; Jakob war wie gewöhnlich in der Schenke, Louise warf also noch einen letzten Blick auf ihre Adoptivmutter, und entfernte sich mit Herrn Gerondif, der sich's eine kleine Chaise hatte kosten lassen, um das junge Mädchen schneller nach Paris zu bringen.

Unterwegs sagte der Hofmeister zu Louise:

„Meine schöne Freundin, ich muß Ihnen einige vorläufige Anweisungen, hinsichtlich des in Ihrer Stelle zu beobachtenden Betragens ertheilen. Vor allen Dingen antworten Sie, wenn man Sie fragt, was Sie verstehen, kecklich: Alles!“

„— Alles? dann würde ich ja lügen, mein Herr, denn ich verstehe nur sehr wenig.“

„— Sie werden bald mehr lernen; Sie sind sehr verständig, begreifen deshalb leicht; das ist so viel, als wenn Sie Alles schon könnten. Thun Sie, was ich Ihnen sage, es ist nothwendig, damit man Vertrauen zu Ihnen hat; in der Welt muß man nie thun, als ob man an sich selber zweifle. Außerdem müssen Sie einsehen, daß Sie nicht von dem jungen Marquis Cherubim sprechen, und sagen dürfen, er sei mit Ihnen auferzogen worden. Die Welt ist böse! Man könnte Allerlei glauben... man darf nicht mit seinem Rufe scherzen.“

„— Wie so, mein Herr . . . was könnte man glauben? ist es ein Unrecht, seinen Milchbruder zu lieben?“

„— Milchbruder hin, Milchbruder her! . . . Sie sollen mich besser verstehen: mein edler Zögling will nun nicht mehr wissen lassen, daß er bis zum sechzehnten Jahre bei der Amme blieb . . . abgesehen davon, müssen Sie begreifen, daß ein Marquis nicht mehr der Freund einer . . . Kammerjungfer sein kann. Wenn Sie von ihm sprechen würden, könnten Sie ihn erröthen machen.“

„Erröthen! . . .“ rief Louise aus, ihre Augen mit dem Taschentuche bedeckend. „Was! der . . . Cherubim würde vor meiner Freundschaft . . . vor meiner Bekanntschaft erröthen! Oh! seien Sie beruhigt, mein Herr, ich will nicht von ihm sprechen . . . niemals seinen Namen in den Mund nehmen . . .“

„— Das ist ganz recht; o **Flavia** . . . nein, Sie sind nicht blond! . . . Nun, weinen Sie deshalb nicht . . . denn was ich Ihnen sage, verhindert nicht, daß sich der Marquis fortwährend für Sie interessirt . . . auch ich interessire mich im höchsten Grade für Sie . . . und eines Tages . . . doch ich erkläre mich jetzt nicht weiter, nur, Louise, seien Sie immerdar brav und tugendhaft . . . lachen Sie nicht mit den jungen Leuten, wenn sie sich zweideutige Scherze gegen Sie erlauben . . . rächen Sie sich an solchen Unverschämten . . . denn Sie müssen sich fleckenlos erhalten, wie das heilige Osterlamm, bis . . . aber . . . bät! ich will noch nicht weiter gehen!“

Louise hörte nicht mehr auf Gerondif, sie dachte an Cherubim, der über ihre Bekanntschaft nur erröthen

würde; und dieser Gedanke vergällte ihr alle Freude, die sie über ihre Reise nach Paris empfunden hatte.

Indessen fuhr das Gefährt in die Stadt ein; Herr Gerondif befahl dem Kutscher, sie in die Vorstadt Saint-Honoré zu bringen, und Louise rief aus:

„Ist das in der Nähe von Cherubims Wohnsitz?“

„— Nicht sehr fern davon, meine Liebe, da wir aber einmal in Paris sind, so gibt's keine Entfernung mehr, denn die Wagen führen Einen für sechs Sous in allen Stadtvierteln herum, man braucht nicht einmal seinen Weg zu wissen, was für Fremde äußerst bequem ist.“

Die Chaise hielt vor einem schönen, von Gerondif dem Kutscher bezeichneten Hause, das dicht neben der Concordia-Straße steht. Der Hofmeister ließ Louise absteigen, ging in seiner Galanterie sogar so weit, daß er ihr Gepäck tragen wollte, und sprach dann:

„Folgen Sie mir, in diesem Hause im zweiten Stockwerk, in einer prächtigen Wohnung ist's... es sind sehr vornehme Leute... wie prächtig diese Treppe gewichst ist! das gleicht unsern baufälligen Dorf-Häusern, die mit Roth gefirnißt sind, nicht!“

Mit diesen Worten glitschte der Hofmeister über zwei Stufen hinab, und hätte auf der gewichsten Treppe beinahe die Nase abgebrochen, was vielleicht eine Strafe des Himmels wegen seiner Undankbarkeit gegen das Dorf war; glücklicherweise hielt er sich noch an dem Geländer und brummte:

„Ne quid nimis!... man hat zu viel Wachs aufgetragen!“

Louise folgte Herrn Gerondif etwas zitternd und ganz verschämt bei dem Gedanken, daß sie sich jetzt fremden Personen vorstellen und allein inmitten dieser ihr so unbekannten Welt bleiben solle. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und rief Cherubims Erinnerungsbild an, um ihren sinkenden Muth zu unterstützen.

Comtois (so hieß der Bediente des Herrn von Noirmonts), empfing Herrn Gerondif, als er seine Schützlingin vorstellte. Der Anblick Louisens konnte nur zu ihren Gunsten sprechen, und der Kammerdiener zeigte ein beifälliges Lächeln, als er sagte:

„O! die Mamsell scheint ganz, wie wir es wünschen ... sie hat eine sanfte Miene ... sieht nicht leichtsinnig aus ... ich bin überzeugt, daß sie unserem jungen Fräulein Ernestine gefallen wird; diese hat mir mehrmals wiederholt:

„ — Besonders, Comtois, wünsche ich eine junge Kammerjungfer, denn, wenn ich eine alte hätte, wäre ich nicht so feck, ihr Befehle zu ertheilen, oder vor ihr zu lachen! ...

„ — Sie ist gar munter unser Fräulein! etwas lebhaft, launenhaft ... aber in ihrem Alter ist das ganz natürlich ... übrigens deßhalb gar nicht böse ... Wenn sie aufgereggt und zornig war, so bittet sie uns nachher um Entschuldigung ... Das ist bei den Herrschaften selten zu treffen! “

„Dieser Kammerdiener ist sehr redselig!“ sagte Herr Gerondif, sich schnäuzend, bei sich.

Nachdem Comtois Louise noch einmal mit zufriedener Miene betrachtet hatte, fuhr er fort:

„Ich will die Mamsell sogleich vorstellen . . . Ei! wie heißen Sie?“

„Louise, mein Herr,“ antwortete die Jungfrau schüchtern.

„— Louise, ganz gut . . . das ist Ihr Taufname . . . und Ihr Familiennamen . . . zuweilen ist man sehr froh, wenn . . .“

Das junge Mädchen erröthete, und schlug die Augen nieder, ohne zu antworten, aber Herr Gerondif sagte schnell:

„Louise Frimoussset . . . Frimoussset ist der Namen Ihrer Eltern.“

Louise warf einen Blick auf den Hofmeister, dieser hatte jedoch eine ernste Miene angenommen, welche auszudrücken schien, daß es unpassend wäre, ihn zu widerlegen, und er nach reiflicher Ueberlegung diese Antwort gegeben habe; das junge Mädchen schwieg, und Comtois versetzte darauf:

„Frimou . . . Frimouffe . . . Friquet . . . das ist ein komischer Namen, es ist übrigens bloß deshalb, daß man ihn auch weiß; denn hier, das begreifen Sie wohl, wird man Mamsell stets beim Vornamen rufen. Ich werde Sie also vorstellen. Wenn die gnädige Frau da wäre, so würde ich Sie natürlich allererst zu ihr führen, sie ist aber seit vierzehn Tagen verreist; sie besucht eine kranke Tante . . . sie wollte ihre Tochter mitnehmen, aber der gnädige Herr wünschte Fräulein Ernestine bei sich zu behalten . . . denn er liebt, trotz seiner ernsten Miene, seine Tochter außerordentlich . . . er versagt ihr nie etwas! . . . ich sah ihn selbst schon oft gegen die gnädige

Frau böse werden . . . weil, wie er behauptete, sie zu hart mit ihr spreche . . . sie nicht gehörig liebe . . . aber zur Gerechtigkeit muß ich bekennen, daß sich der gnädige Herr irrt! . . . ich bin überzeugt, daß die gnädige Frau ihre Tochter sehr liebt. Das ist übrigens wahr, daß sie kaum mit ihr spricht . . . ihre Liebkosungen kalt erwidert . . . aber Jedermann hat Tage, wo er mehr oder weniger guter Laune ist . . ."

Herr Gerondif schnäuzte sich sehr lange und dachte:
„Will denn das niemals aufhören?“

Dann sprach er zu Comtois:

„Verzeihung, ehrenwerther Diener, . . . wenn ich Sie unterbreche; aber ich halte es für überflüssig, der Vorstellung unserer Louise beizuwohnen, da Sie mir sagten, die Sache sei abgemacht; deßhalb verabschiede ich mich von Ihnen, indem ich Ihnen noch anempfehle, über dieses Kind so sorgsam zu wachen, als wäre es Ihre eigene Nichte.“

„Beruhigen Sie sich! Mamsell ist in einem guten Hause . . . ich bin ganz gewiß, daß sie nicht unglücklich darin sein wird.“

„So leben Sie denn wohl, Louise . . . leben Sie wohl . . . Ich werde öfters kommen, um mich nach Ihnen zu erkundigen . . . Nachrichten über Sie einzuziehen, kurz, ich werde Sie nicht aus den Augen verlieren . . . Sie werden beständig mein Zweck . . . mein Ziel . . . mein Polygon sein!“

Die Jungfrau reichte Herrn Gerondif, der sie küssen zu wollen schien, die Hand und sagte halblaut zu ihm:

„Nicht wahr, mein Herr, Sie sagen ihm, daß ich

in Paris bin, und daß ich nicht zögerte, hierher zu kommen, weil es sein Wunsch war... daß ich mich aber, ohne ihn zu sehen, sehr langweile, und daß mein einziger Wunsch...."

„Ich werde Alles sagen, was in meiner Pflicht steht,“ versetzte Herr Gerondif, seine Zähne zeigend, obgleich er keine Lust zu lächeln hatte, dann sich schnell umwendend, grüßte er Comtois und ging. Der Kammerdiener geleitete ihn bis zur Thüre, und Herr Gerondif flüsterte ihm noch ins Ohr:

„Das junge Mädchen ist hübsch... die Männer sind entsetzlich leichtsinnig in Paris... ich habe wohl nicht nöthig, Sie aufzufordern, über ihre Unschuld zu wachen, und sie nicht mit den Wichsern verkehren zu lassen.“

„Mein Herr,“ entgegnete ihm Comtois mit etwas trockenem Tone: „man gestattet in diesem Hause nur rechtschaffenen Leuten den Zutritt, und hier wird kein junges Mädchen verdorben! Wenn die letzte Kammerjungfer leichtsinnig war, so sind wir nicht Schuld daran, übrigens hat man sie... und den genannten Wichser... sogleich aus dem Dienste geschickt.“

„Ihre Antwort zerstreut alle Wolken, die mein Firmament hätten verdunkeln können. Leben Sie wohl, rechtschaffener Comtois, ich wiederhole Ihnen die Versicherungen meiner Hochachtung.“

Herr Gerondif hatte sich entfernt; Comtois kehrte zu Louise zurück, die nachdenklich im Vorsaale stand; er winkte ihr, ihm zu folgen, schritt durch einen Saal hindurch, öffnete die Thüre eines andern Gemachs und hielt auf der Schwelle, wo er sagte:

„Gnädiges Fräulein... da ist die Kammerjungfer, die ich für Sie erwartete... sie ist so eben gekommen.“

Eine Stimme aus dem Innern antwortete sogleich:

„O! sie soll kommen... sie soll schnell eintreten!... ich erwarte sie mit Ungeduld.“

Comtois ließ Louise, die zitternd und ohne die Blicke zu erheben, eintrat, vorangehen; bald aber fühlte sie sich ermuthigter, als sie die kleine Ernestine ausrufen hörte:

„O! wie hübsch ist sie!... ah, sie gefällt mir sehr; kommen Sie näher, Mamsell; o! fürchten Sie mich nicht... ich bin nicht schrecklich!... nicht wahr, Comtois.... ich sehe nicht strenge aus... nicht wie die Mutter!... weshalb aber die Mutter doch gut ist... und der Vater auch... wie heißen Sie?...“

„— Louise, gnädiges Fräulein.“

„— Wie alt sind Sie?“

„— Siebzehn Jahre.“

„— Siebzehn Jahre!... ei! wie groß und stark Sie sind... ich bin fünfzehn Jahre alt... bin aber etwas klein für mein Alter... nicht wahr?“

Louise mußte lächeln, und als sie die Augen auf ihre künftige Gebieterin erhob, durchdrang sie ein freudiges Gefühl beim Anblick dieses jungen, niedlichen, kindlichen Wesens, dessen blaue und schelmische Augen gerade mit einem Ausdruck von Wohlwollen auf ihr ruhten, der alle Furcht bei ihrem Eintritt verjagte.

„Nicht wahr, ich bin für fünfzehn Jahre sehr klein?“ wiederholte Ernestine, nachdem Louise sie angesehen hatte.

„— Sie haben noch lange Zeit zu wachsen, gnädiges Fräulein.“

„— O! ja... das tröstet mich!... Haben Sie schon in Paris gedient?“

„— Nein, Fräulein, ich komme eben aus meinem Dorfe... ich habe noch nirgends gedient... und werde deshalb anfangs sehr ungeschickt sein, aber ich verspreche Ihnen, auf Alles, was Sie mir sagen, genau Achtung zu geben... damit ich desto schneller lernen und Sie um so baldern befriedigen kann...“

Die kleine Ernestine hüpfte und tanzte im Zimmer herum; sie nahm Louise bei der Hand, drückte dieselbe und rief aus:

„O! was Sie so eben sagten, ist ganz gut!... ich fühle, daß ich Sie recht lieb gewinnen werde... jetzt schon liebe... denn man gefällt mir entweder gleich oder niemals!... Sie werden mich auch lieben, nicht wahr?“

„— Gnädiges Fräulein, das ist ein Leichtes, Sie sehen so gütig aus!“

„— Ah, Comtois, ich bin recht zufrieden... hat aber Louise auch ihr Gepäck mitgebracht, alle ihre Sachen bei sich.... kann sie gleich dableiben?“

„— Ja, Fräulein,“ antwortete Louise, „ich habe mein Gepäck bei mir, und kann sogleich bei Ihnen bleiben... wenn Sie die Güte haben wollen, mich zu behalten.“

„— Ganz gewiß werde ich Sie nicht mehr fortlassen... Comtois, Du richtest ihr Zimmer ein; Du weißt, das kleine hinter dem meinigen... sorg' dafür, daß ihr

nichts mangelt... daß alles hinein kommt, was hinein gehört..."

„— Seien Sie ganz ruhig, gnädiges Fräulein!"

„— Ich werde zudem selbst noch nachsehen, ob Alles in Ordnung ist!"

Dann fuhr die junge Ernestine mit komischer Würde fort:

„— Ach! während der Abwesenheit der Mutter bin ich's, die Alles besorgen... und sie einstweilen ersetzen muß... geh', Comtois, trage die Effekten Louisans in ihr Zimmer, ich will sie unterdessen meinem Vater vorstellen... ist er in seinem Kabinet?"

„— Ja, gnädiges Fräulein."

„Kommen Sie, Louise... beben Sie nicht!... Er sieht etwas strenge aus, aber er ist nicht böse."

„— Wenn ich Ihrem Herrn Vater mißfallen würde?" flüsterte Louise mit furchtsamer Miene, „— wenn er mich zu jung für Ihre Dienste fände?"

„— O! fürchten Sie nichts, sobald ich meinem Vater sage, daß Sie mir gefallen, schickt er Sie gewiß nicht mehr fort."

Die junge Ernestine ging durch das Schlafzimmer ihrer Mutter, dann durch ein zweites und sagte, während sie an die dritte Thüre klopfte:

„Ich bin's, Papa!"

Worauf die trockene Stimme Herrn von Noirmont entgegnete:

„Nun, was gibt's denn schon wieder?"

Die liebliche Schelmin öffnete die Thüre zu dem Arbeitszimmer ihres Vaters, streckte nur den Kopf hinein und fragte:

„— Bist Du beschäftigt? ich möchte Dir gerne Jemand vorstellen . . .“

„— Wen?“

„— Eine Kammerjungfer, die man für mich gedungen hat . . . und die so eben gekommen ist.“

„— Mich einer Kammerjungfer wegen zu stören! . . . gehen mich diese Kleinigkeiten etwas an? wahrhaftig, Ernestine, Du mißbrauchst meine Güte.“

„Ach! Vater, ärgere Dich nicht! da die Mutter abwesend ist, mußt Du schon die Kammerjungfer sehen . . . ich kann das Haus nicht allein führen!“

Herr von Noirmont versetzte mit sanfterem Tone:

„Wohlan denn, laß sie sehen . . . wo ist sie? . . . mach's kurz!“

Ernestine ließ Louise eintreten; diese schlug die Augen nieder und fing zu zittern an, denn Herrn von Noirmont's Stimme war weit nicht so sanft, wie die seiner Tochter.

Nachdem Herr von Noirmont das junge, ihm vorgestellte Landmädchen einige Zeit betrachtet hatte, sagte er:

„Wie alt sind Sie?“

Ehe Louise antworten konnte, rief das Fräulein aus:

„Sie ist siebzehn Jahre alt; nicht wahr, mein Vater, sie ist recht groß für ihr Alter . . . und recht artig? o! sie gefällt mir sehr . . . sie heißt Louise, sie hat noch nicht gedient . . . das ist mir aber lieber . . . dann kann ich sie nach meinem Kopfe bilden!“

Herr von Noirmont unterdrückte mit Mühe ein durch die Worte seiner Tochter hervorgerufenes Lächeln und sagte:

„Ich finde dieses Mädchen fast zu jung für Deine Dienste ...“

„— Aber warum denn, mein Vater, ganz im Gegentheil, sieh doch, wie ordentlich sie ist ... außerdem sage ich Dir ja, daß ich sie nach meinem Kopfe bilden will ... und Comtois hat sehr gute Aufschlüsse über sie erhalten.“

„Nun ... wenn sie Dir gefällt ... woher sind Sie?“

„— Von Gagny, gnädiger Herr,“ antwortete Louise zitternd.“

„Gagny ... ach! das ist ganz in der Nähe von Paris ... Ihre Eltern sind Landleute, ohne Zweifel ...“

Louise stotterte mit kaum vernehmlicher Stimme:

„Ja, ja, gnädiger Herr.“

„— Und statt ihre Tochter bei sich zu behalten, schicken sie dieselbe nach Paris in Dienste! ... nun! ... weil's auf dem Lande so gebräuchlich ist! ... da soll mir Einer kommen und die ländlichen Sitten loben. Uebrigens scheinen Sie ein rechtschaffenes junges Mädchen, und ich will hoffen, daß Ihr Betragen Ihr Gesicht nicht Lügen strafft. Auch kenne ich Comtois und verlasse mich auf seine Klugheit ... geht, geht! ...“

Herr von Noirmont winkte, ihn allein zu lassen, aber seine Tochter eilte auf ihn zu und küßte ihn; dann ging sie jedoch schnell mit Louise weg und sagte, während sie die Thüre des Studierzimmers zumachte:

„Es ist geschehen, ich wußte wohl, daß es gehen würde.“

Hierauf führte Ernestine Louise in ein recht hübsches kleines Zimmerchen, das für sie eingerichtet war; das

liebenswürdige Kind sah nach, ob der neuen Kammerjungfer nichts abgehe, kurz, zeigte ihr so viel Theilnahme, daß Louise, die lebhaft davon gerührt wurde, dem Himmel dankte, sie in dies Haus geführt zu haben.

Der erste Tag wurde mit Verordnungen zugebracht, die Ernestine Louisen ertheilte, und da diese nicht zu lügen wußte, so gestand sie ihrer jungen Herrschaft gleich, daß sie in ihrem Amte noch sehr unerfahren sei und aller Nachsicht bedürfe. Ernestine wiederholte mit Emphase, sie werde sie schon bilden, sie solle sich keine Sorgen machen.

In Herrn von Noirmonts Hause servirte gewöhnlich, wenn nicht große Gesellschaft bei Tische war, der Bediente das Mittagessen; der Dienst der Kammerjungfer beschränkte sich sonach auf die beiden Damen; man mußte sie ankleiden helfen und außerdem stets für sie oder das Haus arbeiten.

Louise konnte sehr gut nähen; sie war thätig, flink und lernte bald, was man ihr zeigte; deßhalb lehrte sie die kleine Ernestine sticken, Strammnähern und tausend kleine Handarbeiten, wovon man im Dorfe nichts weiß, die man aber in Paris verstehen muß.

Louise machte reißende Fortschritte und Ernestine sagte zu ihrem Vater:

„O! wenn Du wüßtest, wie zufrieden ich mit meiner Kammerjungfer bin! ...“

„Sie ist also sehr geschickt?“ fragte Herr von Noirmont.

„— Geschickt, ja ... Sie konnte aber gar nichts ... ich habe sie Alles gelehrt ...“

„ — Wie, das junge Mädchen mußte nichts!“

„ — Was thut's? ... was ich ihr zeige, versteht sie in zwei Tagen besser, als ich selbst ... O! ich bin überzeugt, die Mutter belobt mich.“

Die bescheidene und ernste Miene Louisens erwarb ihr am Ende auch Herrn von Noirmont's Wohlwollen, der sich mit weniger rauhem Tone an sie wendete. Comtois war entzückt über seine neue Tischgenossin, und die Köchin hörte nicht auf, ihre außerordentliche Sanftmuth zu preisen; was Ernestine betrifft, die zuweilen ungeduldig wurde und schrie, wenn sich die Kammerjungfer beim Ankleiden ungeschickt bewies, so kam das Fräulein einen Augenblick darauf wieder zu ihr her, küßte sie und bat sie, über ihre Lebhaftigkeit nicht böse zu werden.

Kurz, jeder neue Tag vermehrte die Anhänglichkeit, welche sie für Louise empfand, und diese wäre in ihrer gegenwärtigen Lage glücklich gewesen, wenn sie das Andenken Cherubins nicht fortwährend verfolgt hätte; aber sie verlor allmählig die Hoffnung, ihn in Paris zu sehen, denn bei Herrn von Noirmont kam sie selten aus dem Hause, und wenn es der Fall war, so geschah es nur, um einige Einkäufe in benachbarten Läden für ihr Fräulein zu machen.

Drei Wochen war Louise in Ernestinens Diensten, als diese eines Morgens zu ihr sagte:

„ Endlich wird die Mutter zurückkehren! ... der Vater sagte mir so eben, daß sie in drei Tagen hier sein werde ... es ist ein Glück, denn nun ist sie seit beinahe sechs Wochen abwesend und ich bin verdrüsslich, sie so lange nicht zu sehen. O! welches Glück, wenn sie wie-

der da ist, dann fehlt mir nichts mehr . . . Sie wird Dich auch lieben, die Mutter; ich bin gewiß, sie wird ebenfalls sehr zufrieden mit Dir sein."

Louise antwortete nicht, aber sie fühlte sich erschüttert, und konnte sich keine Rechenschaft von der sonderbaren Bewegung geben, die sie durchdrang, als man ihr verkündete, sie werde Frau von Noirmont sehen.

Viertes Kapitel.

Das erste Rendez-vous. Die Wohlgerüche.

Cherubim befolgte Darena's Rath; er schrieb ein sehr verliebtes, aber sehr schüchternes Billet an die junge Frau, welche er im Theater gesehen hatte; am Morgen nach dem im Circus zugebrachten Abend begab sich Darena frühzeitig zu seinem Freunde; er traf ihn am Schlusse seiner zärtlichen Epistel.

"Schreiben Sie der schönen Fremden?" fragte Darena, sich in einen Lehnstuhl werfend.

"— Ja, mein Freund, so eben beendige ich meinen Brief . . . den Sie mir zu überliefern versprochen haben."

"— O! beim Kukuk! kann man mit Gold nicht Alles ausrichten? weichen ihm nicht alle Hindernisse? . . . man besticht Bediente . . . Mägde . . . Kammerfrauen . . . Thürhüter . . . Ich werde verschwenderisch austheilen."

Mit diesen Worten klopfte der Graf an all' seine Taschen . . . dann hielt er inne.

„— Sehen Sie! um Gold austheilen zu können, müßte man welches haben, und ich bemerke, daß meine Säcke leer sind.“

Cherubim holte mehre Rollen aus seinem Schreibtisch, übereichte sie Darena und sagte zu ihm:

„Hier ist welches, mein Freund, hier... sparen Sie es nicht... belohnen Sie Alle, die meiner Liebe dienen, reichlich.“

„— Sie brauchen mir das nicht anzuempfehlen; ich werde den Großartigen... den Buckingham spielen!... Sie sind ja reich, und wenn Ihr Reichthum nicht zur Erfüllung Ihrer Wünsche diene, so wäre es nicht der Mühe werth, ihn zu besitzen. Ist Ihr Billet recht feurig?“

„— Ich glaube, es ist sehr anständig...“

„— Anständig! Darum handelt es sich nicht, mein lieber Freund... Lassen Sie einmal sehen, lesen Sie mir vor, was Sie geschrieben haben, damit ich mich überzeuge, ob es recht ist.“

Cherubim nahm den Brief und las:

„Madame, ich bitte recht sehr um Entschuldigung, daß ich mir die Freiheit nehme, an Sie zu schreiben, aber...“

Das schallende Gelächter Darena's unterbrach Cherubim, der brummte:

„Warum lachen Sie? ... ist es nicht recht?“

„— Ach! ach! ach! das ist zum Entzücken naiv... man könnte glauben, ein Neffe wolle seiner Tante zum Namensfeste gratuliren... Nur weiter!“

Cherubim fuhr fort:

„Aber ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich das Vergnügen haben könnte, Ihre Bekanntschaft zu machen... Meine Familie ist bekannt... Ich habe Zutritt in die besten Gesellschaften und...“

„Genug! genug!“ schrie Darena aufstehend. Dann nahm er den Brief Cherubim aus den Händen und riß ihn in Stücke.

„— So kann's nicht gehen, mein theurer Freund! Sie sind auf dem Holzweg!“

„— Finden Sie dieses Schreiben zu kühn?“

„— Im Gegentheil! nicht kühn genug!... Man würde Sie verhöhnen, wenn man das läse.“

„— Bedenken Sie doch, es ist das erste Mal, daß ich einen Liebesbrief schreibe, und ich weiß nicht recht, wie man dergleichen abfaßt.“

„— Nehmen Sie die Feder wieder auf und schreiben Sie, was ich Ihnen dictire.“

„— Wohlan, das ist mir lieber.“

Cherubim setzte sich wieder an den Schreibtisch, und Darena dictirte:

„— Mehr als angebetetes Weib! Ich brenne, ich schmelze, ich verschmache!... Ihre Augen sind die Flamme, ihr Lächeln die Glut, meine Seele die Brandstätte! Sie haben mein ganzes Wesen entzündet... Ein Wort der Liebe, der Hoffnung, oder ich stehe für nichts mehr, oder ich tödte mich zu Ihren Füßen, vor Ihren Augen, in Ihren Armen!... Spott! Betrug! Verdammniß! wenn Sie nicht antworten!“

Cherubim hielt inne und sagte:

„Mein Gott, lieber Graf, das ist entsetzlich!“

„ — So muß es sein. “

„ — Außerdem will ich Ihnen bekennen, daß ich dieses Schreiben nicht recht verstehe. “

„ — Wenn man's verstünde, wär's nicht mehr so verführerisch. “

„ — Warum schreibt man nicht ganz einfach, wie man spricht? “

„ — Weil drei Vierteltheile der Frauen, die sich durch Einfachheit und Natürlichkeit schwerlich verführen ließen, außer sich gerathen, wenn man sich stellt, als ob man aus Liebe zu ihnen den Kopf verloren habe. Verlassen Sie sich auf mich... dieses Billet wird Ihnen das Herz dieser reizenden Polen erobern. Unterzeichnen Sie und übergeben Sie es mir! “

Eherubim gehorchte.

„ A propos! “ sagte Darena, den Brief übernehmend, „ sprechen Sie von diesem Abenteuer nichts mit Ihrem Herrn von Monfreville. “

„ — Warum nicht? “

„ — Weil vor allen Dingen eine Intrigue mit so ausgezeichneten Personen, wie diese Polen sind, aufs Geheimnißvollste geführt werden muß. Monfreville ist höchst neugierig, höchst rücksichtslos... er würde die schöne Fremde sehen wollen und Alles verderben. “

„ — Aber Sie irren sich, Herr von Monfreville ist weder neugierig noch rücksichtslos!... er ist im Gegentheil ein sehr vernünftiger Mann, der mir nur gute Rathschläge gibt. “

Darena biß sich in die Lippen, als er sah, daß er sich vergebens bemühen würde, die gute Meinung, die

Eherubim von Monfreville gefaßt hatte, zu zerstören; er fuhr in spöttischem Tone fort:

„Der vernünftige, der tugendhafte Monfreville !!!
 ... Indessen war er es nicht immer, ich erinnere mich einer Zeit, wo er der leichtsinnigste Mensch war... man sprach nur von seinen Liebesabenteuern... es sind allerdings jetzt fünfzehn, sechzehn Jahre, seit jener Zeit... Nun, ein junger Ausschweifling, ein alter Betbruder, sagt das Sprüchwort... Ich, meines Theils bin nicht verändert; wie ich war, so bleibe ich auch... das ist mir lieber... Kurz, mein Freund, ich wiederhole Ihnen, wenn ich einwillige, zu Ihrer Liebschaft mit der jungen Polin behülflich zu sein, so geschieht's nur aus Freundschaft für Sie, aber Sie müssen begreifen, daß mich die mindeste Rücksichtslosigkeit in Verlegenheiten bringen würde; ich verlange Geheimhaltung, oder ich mische mich nicht darein.“

Eherubim schwur, gegen Jedermann von seiner neuen Eroberung zu schweigen, und Darena versprach, sobald er ihm etwas mitzutheilen hätte, wieder zu kommen.

Darena hatte kaum seines jungen Freundes Haus verlassen, als Jasmin vor seinem Herrn erschien. Der alte Diener machte eine wichtige, geheimnißvolle Miene und schien zugleich durch seinen Auftrag geschmeichelt zu sein; er näherte sich auf den Zehenspitzen, als ob er fürchtete, gehört zu werden, trat dicht auf seinen Herrn zu, über den er beinahe stolperte, weil er, sich gegen ihn vorbeugend, das Gleichgewicht verlor, und sprach mit wichtiger und zugleich komischer Miene zu ihm:

„Gnädiger Herr... es ist ein Frauenzimmer da...“

die uns zu sprechen wünscht... das heißt Sie zu sprechen wünscht... wenn Sie allein sind."

Cherubim konnte sich nicht enthalten, über das drollige Aussehen seines alten Dieners und die boshafte Miene bei seiner Meldung zu lachen.

"— Wer ist das Frauzimmer, Tasmin, kennst Du sie?"

"— Ja, gnädiger Herr, ich habe sie erkannt... ich sah sie im Vorzimmer ihrer Gebieterin, zu der Sie bisweilen gehen..."

"— Wie?"

"— Ganz gewiß, es ist eine Kammerjungfer... o! sie kommt nicht von freien Stücken... ihre Herrschaft schickt sie... das kenne ich... es kamen zu Ihrem seligen Herrn Vater vor seiner Verheirathung viele... man war oft ordentlich im Gedränge in unserem kleinen Saale... Ha! ha!... ich tändelte mit allen Zosen."

"— Nun, und wer schickt diese Kammerjungfer...?"

"— Habe ich es dem gnädigen Herrn noch nicht gesagt?... die Frau von Baldieri."

"— Die schöne Gräfin!... so laß sie doch gleich eintreten, Tasmin!"

Cherubim war sehr neugierig, zu erfahren, was Frau von Baldieri von ihm wolle. Tasmin holte die Kammerjungfer, ein großes, starkes, einundzwanzig-jähriges, rothwangiges Mädchen mit einem recht hübschen Gesichte, die, wie es schien, nicht in Verlegenheit gerieth, wenn sie in das Zimmer eines Herrn treten mußte. Nachdem sie der alte Diener bei seinem Herrn eingeführt hatte, wollte er beim Weggehen (da er sich ohne Zweifel

in die Zeiten von Cherubim's Vater versetzt glaubte) fachte die Taille der schönen Kammerjungfer umfassen, aber er glitschte mit dem Fuße aus und war, um nicht zu fallen, genöthigt, sich an Derjenigen zu halten, die er nur hatte lieblosen wollen; glücklicherweise war die Jose fest auf den Beinen und zur Unterstützung des alten Dieners, dem sie, während er sich beschämt entfernte, ins Gesicht lachte, stark genug.

Sobald Tasmin hinausgegangen war, zog die Kammerjungfer ein kleines, wohlduftendes Briefchen aus der Tasche, überreichte es dem jungen Marquis und sagte:

„Die gnädige Frau hat mich beauftragt, dieses dem Herrn Marquis mit der Bitte zu übergeben, mir sogleich darauf zu antworten.“

Cherubim beute vor Freuden, als er das Billet in die Hände nahm, und während sich die Jose bescheiden zurückzog, las er mit Eifer das Schreiben der schönen Frau, welches folgende Worte enthielt:

„Sie sind nicht liebenswürdig: seit mehreren Tagen vermißt man Sie; um sich mit mir auszuföhnen, müssen Sie mir heute einen Augenblick schenken und Ihre Meinung über jüngst an mich gerichtete Verse sagen, ich erwarte Sie um ein Uhr.“

Cherubim kannte sich nicht mehr vor Freuden, er las das liebliche Billet noch einmal durch und sagte zu der Kammerjungfer:

„— Mamsell, ich nehme die Einladung Ihrer Herrschaft mit dem größten Vergnügen an ... ich werde mich um ein Uhr bei ihr einfinden ... o! ich werde nicht fehlen.“

„ — Also antwortet der gnädige Herr nicht schriftlich? “ fragte die Kammerjungfer.

Cherubim zögerte und ging auf den Sekretair zu; er fühlte wohl, daß es vielleicht passender wäre, diese Gelegenheit zu benutzen, um der schönen Dame einige angenehme Dinge zu schreiben; aber er erinnerte sich, daß Darena ihm kaum erst gesagt hatte, er verstehe keinen Liebesbrief zu schreiben, und da er fürchtete, irgend eine Thorheit zu begehen, so warf er die Feder bei Seite und rief aus:

„Nein! gewiß... ich habe keine Zeit zum Schreiben... überdies habe ich Ihrer Gebieterin viel zu viel mitzutheilen... ich wüßte nicht, womit ich anfangen sollte... überbringen Sie ihr nur die Versicherung, daß ich mich nicht erwarten lassen werde.“

Die Kammerjungfer lächelte, machte einen niedlichen kleinen Knix und schien der Erwartung, daß ihr der junge Mann etwas in die Tasche spende und von ihrer Wange einen Vorschuß auf das nehme, was er von ihrer Herrschaft zu erwarten habe; als sie aber sah, daß hiervon nichts geschah, zuckte sie unvermerkt die Achseln, entfernte sich und hütete sich wohl, bei der Rückkehr durch's Vorzimmer dem alten Diener zu nahe zu kommen, der wiederholt geneigt schien, sie in Gefahr des Fallens zu bringen, und sagte beim Hinausgehen für sich:

„Der Diener ist sehr alt! aber der Herr sehr jung!“

Cherubim schwamm im Entzücken: das Billet der Frau von Baldieri machte ihn die schöne Polin ganz vergessen; im neunzehnten Jahre denkt man gewöhnlich nur an das Glück der Gegenwart; eine Liebe, die man ge-

rade empfindet, löscht eine geträumte; man muß nicht immer neunzehn Jahre alt sein, um dies zu erfahren; aber — dürfen auch alle diese Gefühle, die einander so schnell und der Reihe nach ersetzen, Liebe genannt werden?

Cherubim blickte auf seine Uhr, sie wies halb zwölf; um ein Uhr soll er bei Frau von Baldieri sein; er wollte sich zu diesem Zwecke besonders prächtig kleiden. Er läutete Tasmin und seinem andern Tofen, ließ sich, ohne zu wissen, welchen er anlegen wollte, mehre Anzüge bringen, kämmen, frisiren, Locken brennen, stand jeden Augenblick auf, um vor einen Spiegel zu rennen, und befahl seinem alten Diener, wohlriechende Wasser in sein Taschentuch zu schütten; Tasmin leerte mehre Flaschen darüber aus, lächelte schelmisch und brummte:

„Ich sagte es ja! unser Liebesglück fängt an ... Nun wollen wir aber tolle Streiche machen! ... wir sind hübsch genug dazu! ...“

Während des Ankleidens dachte Cherubim an die schöne Dame, mit der er sich zum ersten Mal allein befinden sollte; er war unruhig, besorgt, wie er sich mit ihr unterhalten solle; dieses Stelldichein erfreute ihn sehr, aber er bedauerte, daß Monfreville nicht zugegen war, um von ihm zu erfahren, wie man sich mit einer vornehmen Dame, die Einen zum Versavorlesen einladet, benehmen muß.

Es ist zu spät, Monfreville um Rath zu fragen; die Stunde des Stelldicheins rückte herbei. Cherubims Toilette war fertig, er bemerkte nicht, daß ihn Tasmin mit Wohlgerüchen eingenezt hatte; sein Frack roch nach Rosenöl, seine Weste und sein Mastuch nach portugiesischem

Wasser und seine übrigen Kleidungsstücke nach Moschus. Er betrachtete sich noch einmal, fand sich geschmackvoll, stieg in sein Tilbury und hielt bald vor dem Hause der Gräfin.

Die Kammerjungfer führte ihn ein, und statt in den Saal, geleitete sie ihn diesmal durch mehrer geheime Gänge zu einem köstlichen Boudoir, wo ein so mildes, geheimnißvolles Licht herrschte, daß man kaum darin sehen konnte. Nach einigen Augenblicken gewöhnt sich jedoch das Auge an dieses Zwiellicht, und Cherubim erblickte die schöne Gräfin halb auf einem Sopha liegend, der in einer kleinen, mit Vorhängen versehenen, alkov-artigen Vertiefung stand.

Cherubim verneigte sich tief, indem er sprach:

„Vergebung, Madame ... ich hatte Sie nicht gleich gewahrt, es ist so dunkel hier.“

„Finden Sie?“ entgegnete die schöne Emma, sich zierend. „Ich liebe die Helle nicht, sie greift mir die Augen an ... Es ist recht liebenswürdig, Herr Cherubim, daß Sie einwilligten, mir einige Augenblicke zu opfern ... Sie, der überall so gesucht ist.“

„— Madame, es ist ein großes Vergnügen für mich, und ich, ich ... zwar stehe ich Ihnen nicht dafür, daß ich Verse gut lese ... Ich habe keine Übung darin.“

Die Gräfin lächelte und winkte ihm, sich neben sie zu setzen. Cherubim fühlte sich außerordentlich ängstlich, als er in diese köstliche, kleine Vertiefung eindrang und sich auf dem schmalen Sopha niederließ, wo er dicht neben Emma sitzen mußte.

Ein Augenblick des Schweigens herrschte dann; die

Gräfin, welche sich durch Cherubims Kengstlichkeit und Verwirrung geschmeichelt fühlte, entschloß sich gegen ihre Gewohnheit, die Unterhaltung zuerst wieder anzuknüpfen.

„— Wie finden Sie mein Boudoir?“

„— Sehr hüsch, Madame, aber um Verse zu lesen ... scheint es mir etwas dunkel hier.“

Die liebliche Dame machte eine kleine Bewegung mit dem Kopfe und versetzte:

„Gefällt Ihnen das Boudoir der Madame Celival besser als dieses?“

„— Das Boudoir der Madame Celival? ich war nie dort, Madame; es ist mir unbekannt.“

„— O! Sie lügen!“

„— Ich versichere Sie, Madame ...“

„— Sie lügen! indessen table ich Sie nicht darum; Rücksicht ist die erste Bedingung, die man von der Liebe fordern muß ...“

„— Rücksicht...?“

„— O! Sie thun zum Entzücken naïv ... aber mich täuscht diese ehrliche Miene nicht ... Mein Gott! ... es herrscht eine Mischung von Wohlgerüchen hier ... Haben Sie Rosenöl an sich?“

„— Rosenöl...? ich weiß nicht ... es ist möglich ... Ist es Ihnen unangenehm? ...“

„— Ich habe so reizbare Nerven ... doch das wird vorübergehen.“

Die schöne Gräfin lehnte sich einen Augenblick zurück, bedeckte ihr Angesicht mit dem Taschentuch und seufzte tief.

Cherubim blickte sie an und wagte nicht, sich zu

rühren. Wiederum trat ein längeres Schweigen ein; der Jüngling möchte eine Masse Dinge sagen, wußte aber nicht, wie er sich ausdrücken sollte, und flüsterte endlich:

„Ist Ihr Herr Gemahl wohl, Madame?“

Die schöne junge Frau brach in ein lautes, dem Anschein nach etwas erzwungenes Lachen aus, während sie entgegnete:

„Ja, mein Herr, ja; mein Gemahl singt! ... wenn er nur musiciren kann, das ist sein Höchstes. Mein Gott! ... es riecht auch nach portugiesischem Wasser ... nach Moschus ... Ah! es wird mir ganz schwindlig!“

Und, war es die Wirkung des Schwindels oder irgend einer andern Ursache, die junge Frau beugte sich halb über Cherubim her, so daß ihr Kopf beinahe den des jungen Mannes berührte, der sich nur noch ein Klein wenig nähern dürfen, um sie in seine Arme zu schließen und zu küssen. Er aber fühlte sich beim Anblick eines so reizenden Mundes, dessen lieblicher Hauch ihn streifte, in seiner nächsten Nähe so sehr ergriffen, daß er außer Stand war, sich zu rühren, und endlich stotterte:

„Madame ... ich glaubte, Ihnen Verse vorlesen zu müssen ...“

Die kleine Gräfin erhob plötzlich den Kopf und stützte ihn auf die entgegengesetzte Seite des Sopha's, während sie mißlaunig erwiderte:

„Ach, Gott! mein Herr, Sie haben ein Gedächtniß! ... Nun! nehmen Sie das vor Ihnen liegende Stammbuch ... und lesen Sie!“

Cherubim nahm ein auf einem Lehnstuhl befindliches

Stammbuch, öffnete es und sah Zeichnungen, Verse, Bildnisse, kurz Alles, was man in dem Gedenkbuch einer schönen, jungen Frau finden kann; nachdem er einen Augenblick geblättert hatte, wendete er sich gegen die Gräfin und fragte mit schüchternem Tone:

„Was soll ich Ihnen vorlesen, Madame?“

„— Ei! mein Gott! ... was Sie wollen, das ist mir sehr gleichgültig! ...“

Cherubim schlug das Stammbuch von Neuem auf und las zufällig:

„Inß Stammbuch soll ich Verse legen?

Das wünschen, schöne Gräfin, Sie;

Ich folge schleunigst: Sie bewoßen

Den Weltkreis ja zur Poesie!

Doch meinen Reimen fehlt bekanntlich

Verstand, o weh! und richt'ger Sinn:

Wie könnt' auch haben noch Verstand ich,

Da Sie mir, Sie, genommen ihn?“

„Ach! das ist von dem närrischen Herrn Dalbonne!“

... murmelte Madame Baldieri, sich ungeduldig auf dem Sopha drehend. „Der macht lauter solche Verse... er betet alle Weiber an! ... und Sie, Herr Cherubim? ... sind Sie auch so? ...“

„Ich? Madame!“ entgegnete Cherubim verlegen, „o! ... nein ... ich ... ich ... doch ich fahre fort:

Geschichte einer Maus.

„— O! das ist viel zu lang.“

Die schöne Emma, der es ohne Zweifel nicht darum zu thun war, die ganze lange Geschichte einer Maus vorlesen zu hören, und welche sich von Cherubim ver-

spottet glaubte, faßte einen äußersten Entschluß; sie streckte sich auf dem Sopha aus, und stöhnte:

„Ach! ich kann es nicht mehr aushalten... diese Gerüche greifen meine Nerven an... ich fühle mich unwohl!...“

Cherubim stößt einen Schrei des Entsetzens aus, läßt das Stammbuch auf den Boden fallen, und betrachtet die reizende Blondine, welche, obgleich sich unwohl fühlend, die anmuthigste Lage angenommen hat, die eine Rokette nur erfinden kann, und deren halb geschlossene Augen von einem Ausdrücke strahlen, der keine drohende Gefahr verkündet. Aber statt dieses Alles zu bewundern, stand Cherubim auf, rannte im Zimmer umher, suchte nach etwas Stärkendem und schrie:

„Ach! mein Gott!... Sie werden ohnmächtig... und ich bin Schuld daran... ich bin trostlos darüber... ich will Leute herbeirufen...“

„O nein, mein Herr, schnüren Sie mich lieber auf!“ flüsterte die Gräfin mit einem Seufzer.

„— Sie aufschnüren... aber das kann ich ja nicht... wenn Sie indessen... glauben...“

Jetzt nähert sich Cherubim der jungen Frau, um ihrem Auftrage Folge zu leisten; und diese schließt, als sie ihn sich über sie herbeugen sieht, die Augen ganz, weil sie vermuthet, daß dieses seinen Muth erwecken, und er sich besser betragen werde; aber wie Cherubim die völlig geschlossenen Augen der Gräfin bemerkt, macht er einen Satz rückwärts, eilt an eine Klingel, und zieht mit Hefigkeit die Schnur, während er ausruft:

„Sie verliert ihre Besinnung ganz! wie ungeschickt

bin ich! da die Wohlgerüche an mir das Uebelbefinden der Frau von Baldieri verursacht haben, so wird sie, so lange ich anwesend bin, sich nicht erholen können..."

Die Kammerjungfer trat, ganz verwundert über das plötzliche Läuten, ein, Cherubim deutete auf ihre im Sopha ausgestreckte Gebieterin und sagte:

„Kommen Sie, stehen Sie schnell der Frau Gräfin bei... ich entferne mich, die Wohlgerüche, die ich an mir habe, sind an ihrem Uebelbefinden Schuld, deßhalb darf ich nicht in ihrer Nähe bleiben... sagen Sie ihr doch, wie sehr ich das Vorgefallene bedaure!“

Damit nimmt Cherubim seinen Hut, verläßt schnell das Boudoir, und läßt die Kammerjungfer und die schöne junge Gräfin, deren Augen vollkommen offen standen, staunend zurück.

Cherubim ging, Jasmin verfluchend, der einen wahren Wohlgeruchs-Laden aus ihm gemacht hatte, nach Hause. Er fand Monfreville, und erzählte ihm das eben Begegnete.

Als der junge Marquis zu sprechen aufgehört hatte, betrachtete ihn Monfreville mit befremdeter Miene und sagte:

„Mein lieber Freund, ich war stets aufrichtig gegen Sie, ich muß Ihnen also gestehen, daß Sie sich in dieser ganzen Geschichte wie ein Dummkopf betragen haben.“

„— Ein Dummkopf!“ schrie Cherubim.

„— Ja, so dumm als möglich; wenn Sie eine junge schöne Frau allein in ihrem Boudoir aufnimmt, so geschieht's, um sich von Ihnen die Cour machen zu

lassen... und nicht wegen des Vorlesens... die Verse waren nur ein Vorwand!..."

"— Glauben Sie?... mein Gott, der Gedanke kam mir auch... aber ich durfte es nicht wagen.... wenn es ihr nur nicht übel geworden wäre!"

"— Ei! dann wurde Ihnen erst der Sieg angeboten... Wie? eine reizende Frau fordert Sie auf, sie auszuschnüren, und Sie läuten ihrer Kammerjungfer... Ach! mein armer Cherubim... wenn dieses Abenteuer bekannt wird, thut es Ihnen in der Welt viel Schaden."

"— Mein Gott! Sie bringen mich zur Verzweiflung... ich wußte ja nicht... o! ich will meinen Fehler wieder gut machen, vor allen Dingen werde ich, wenn ich wieder zu der schönen Emma ins Boudoir kommen darf, keinen Wohlgeruch über mich gießen lassen, und dann im Weiteren... sehr unternehmend sein."

"— Ich wünsche die Wiederherstellung Ihres guten Einvernehmens mit der Gräfin, aber ich zweifle daran."

"— Warum denn?"

"— Weil sich bei den Frauen... bei den Koketten Frauen besonders... eine versäumte Gelegenheit nie wieder hereinbringen läßt. So wette ich darauf, daß Frau von Baldieri nie mehr mit Ihnen sprechen und Ihnen nie wieder ein Rendez-vous geben wird."

"— Glauben Sie? wenn ich aber eines von ihr verlange?"

"— So wird sie es verweigern."

"— O! das kann ich nicht glauben! wie? weil ich fürchtete, ihr durch meine Gegenwart beschwerlich zu fallen!"

„— Armer Cherubim! welches Kind sind Sie noch ... aber, halten Sie, lassen Sie uns diesen Abend zu Madame Celival gehen, die kleine Gräfin findet sich dort gewöhnlich ein, wenn wir sie antreffen, werden Sie gleich sehen, ob ich recht habe.“

Cherubim nahm den Vorschlag an; ungeduldig erwartete er den Abend, denn er brannte vor Begierde, Frau von Baldieri zu begegnen; er war der Ueberzeugung, Monfreville täusche sich, und konnte nicht glauben, daß man ihn schlecht aufnehmen werde, weil er sich von der Dame, die seine Wohlgerüche belästigten, entfernte.

Die Stunde zur Gesellschaft schlug; Monfreville holte seinen jungen Freund ab, und beide begaben sich zu Madame Celival. Die Säle hatten sich schon gefüllt, aber die schöne Gräfin war nicht zugegen, und Cherubim, der sie suchte und, so oft die Thüre aufging, eintreten zu sehen hoffte, hatte eine unruhige, zerstreute Miene, welche Madame Celival nicht entging; die lebhafteste Wittwe machte ihm deshalb Vorwürfe, und suchte ihn an sich zu fesseln, als endlich Frau von Baldieri mit ihrem Gemahl erschien.

Nie war die kleine Gräfin geschmackvoller, anmuthiger, koketter gekleidet gewesen; niemals hatte sie einen für ihre Reize vortheilhaftern Anzug getragen; man konnte meinen, sie habe, um sich für das ihr im Laufe des Tages Begegnete zu rächen, geschworen, Abends außerordentliche Eroberungen zu machen.

Alle Männer umgaben schmeichelnd die reizende, eben eingetretene Frau; Cherubim sprach kein Wort, aber er

konnte nicht aufhören, Emma zu betrachten, und dachte bei sich selbst:

„Und diesen Morgen... saß ich neben ihr... wir waren allein in ihrem Boudoir... sie legte beinahe ihr Haupt auf meine Schulter... und... ach! ich glaube, Monfreville hat Recht... ich war sehr dumm.“

Cherubim wartete, bis die Gräfin die Huldigungen, welche Jeder einer schönen Frau darzubringen sich beeiferte, empfangen hatte; als Frau von Baldieri nicht mehr von Andern umringt war, benützte er einen Augenblick, sich ihr zu nähern, und sprach beinahe mit freundschaftlichem Tone zu ihr:

„Nun, Madame, befinden Sie sich diesen Abend besser?... hatte Ihr Unwohlsein keine Folgen?“

Die kleine Gräfin warf einen verächtlichen Blick auf Cherubim und entgegnete ihm spöttisch:

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen, mein Herr!“

„— Sie wissen nicht, was ich sagen will? diesen Morgen wurde es Ihnen doch...“

Die Gräfin stand, dem Anscheine nach ohne Cherubims Worte zu beachten, auf, und setzte sich neben eine Dame, mit der sie, nach dem häufigen Gelächter, welches dabei zu vernehmen war, eine sehr heitere Unterredung begann.

Der Jüngling blieb, wie versteinert, stehen; dann setzte er sich in eine Ecke und sprach für sich:

„Welcher Ton..... welcher Blick!..... man könnte glauben, sie kenne mich nicht mehr.“

Monfreville, der an einem Spieltische Platz genommen hatte, konnte nicht zum Troste seines Freundes her-

beikommen; und Cherubim saß ziemlich lange unbemerkt auf der Seite, als sich eine Hand sanft auf seine Schulter legte, und eine eindringende Stimme ihm beinahe ins Ohr sagte:

„Was treiben Sie da? schmolten Sie? . . . Es scheint mir, Frau von Baldieri behandelt Sie heute Abend nicht gut? . . .“

„— Sie sind's, Madame?“

„— Nicht wahr, ich hab's errathen... Sie haben sich gezanzt mit der kleinen Gräfin?“

„— Ich! ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie sich irren... ich stehe nicht so vertraut mit dieser Dame, um...“

„— Sie sind rücksichtsvoll;... das ist lobenswerth... und wird Ihnen bei den Damen nützen.“

„Nun!“ dachte Cherubim, „wie's scheint, sind alle Frauen in diesem Punkte einig; Madame Gelival sagt mir ungefähr dieselben Dinge, wie die Gräfin.“

Die schöne Wittwe ließ sich einen Augenblick neben Cherubim nieder, indem sie ganz leise ihm ins Ohr flüsterte:

„Sie müssen einen recht schlimmen Streich ausgeführt haben, daß man Sie so behandelt Sie nicht mehr ansieht?“

„— Ich, Madame? ich schwöre Ihnen, ich habe gar nichts ausgeführt!“

„— Ah, er antwortet Einem mit so zahmer Miene! man könnte ihn für einen kleinen Heiligen halten!“

„— Man hat mich zum Beispiel gefragt, ob Ihr Bou=boir hübscher wäre, als... das der Gräfin? . . . Ich sagte,

ich wisse es nicht; dann hat man mir auch vorgeworfen, ich lüge... und Sie wissen doch selbst am besten, daß ich die Wahrheit sprach."

"— Ei! man hat Sie gefragt, ob mein Boudoir schöner sei!" versetzte Frau von Celival mit etwas beleidigter Miene. "Sie geben folglich zu, daß Sie in das ihrige kommen... Ach! diese kleine Gräfin!... wahrhaftig, ich finde sie sehr neugierig, zu fragen, ob Sie das meinige gesehen haben!... und Sie haben mit Nein geantwortet?"

"— Es scheint mir, Madame, daß ich nicht ja sagen konnte; das wäre eine Lüge gewesen."

"— Ei! wie sonderbar er ist mit seinen Scrupeln... als ob in der Welt nie gelogen würde... aber Sie wissen doch, daß man zuweilen dazu gezwungen wird, daß es oft unvermeidlich ist?... Uebrigens sollen Sie auch mein Boudoir kennen lernen, damit Sie dieser Dame, wenn Sie wieder von ihr befragt werden, darauf dienen können... finden Sie sich morgen zum Frühstück bei mir ein..."

"— Ah! Madame! welche Güte..."

"— Wollen Sie kommen? wird man es Ihnen gestatten?"

"— Ob man mir es gestattet? bin ich denn nicht unabhängig?"

"— Vielleicht... also morgen um zwölf Uhr erwarte ich Sie... und wir werden in meinem Boudoir frühstücken, damit Sie hinlängliche Zeit haben, es zu besichtigen... und der Frau Gräfin sagen können, was Sie davon halten."

„O! ich wette zum Voraus, daß es hübscher und nicht so dunkel, wie das der Gräfin ist!“

Madame Celival lächelte, legte sanft ihre Hand auf die Cherubims und entfernte sich, ihm leise zuflüsternd:

„— Auf morgen!“

Cherubim vergaß, entzückt über das neue Rendezvous, bald Frau von Baldieri's Verachtung; er wurde wieder munter, faßte frischen Muth und suchte Monfreville beim Spiele auf, dem er ins Ohr flüsterte:

„Mein Freund, ich habe ein anderes.“

„— Ein anderes, was?“

„— Ein anderes Rendezvous in einem Boudoir auf morgen.“

„— Mit derselben Person?“

„— Nein, mit Madame Celival.“

„— Wie glücklich Sie sind! sorgen Sie aber, daß Sie sich besser herausziehen, als aus dem ersten.“

„— O! seien Sie beruhigt! dieses Mal werde ich mich nicht mit Wohlgerüchen einbalsamiren!... Spielen Sie noch lange?“

„— Ja... wir haben so eben diese Whist-Partie angefangen... ich werde wenigstens zwei Robber machen.“

„— Goddam! so verlasse ich Sie; ich gehe schlafen.“

„— Sie können doch unmöglich schon müde sein!“

„— Frau von Baldieri sieht mich immer so spöttisch an, ich will lieber nach Hause gehen.“

Cherubim verschwand aus dem Salon und kehrte ganz mit dem Gedanken an Madame Celival und das ihm von derselben auf morgen gegebene Rendezvous beschäftigt, in sein Hotel zurück.

Fünftes Kapitel.

Die dürrn Pflaumen.

Man erwacht bald, wenn man verliebt ist und ein Rendez-vous mit der Dame seiner Gedanken hat; es ist nicht gewiß, daß Cherubim Madame Celival liebte, sondern sogar wahrscheinlich, daß er für alle diese Eroberungen nur jenes vorübergängliche Verlangen empfand, welches alle junge Männer in der Nähe einer schönen Frau empfinden, — eine Krankheit, die man oft noch im reifen Alter fühlt, und wovon es sehr angenehm ist, selbst in alten Tagen nicht geheilt zu werden. Aber Cherubim war noch zu unerfahren, um zwischen den Gefühlen, die ihn bewegten, einen Unterschied machen zu können; er glaubte sich im Augenblicke sehr in Madame Celival verliebt.

Raum erwacht, läutete Cherubim. Trotz seines Alters war Tasmin Morgens stets der erste in seines Herrn Dienste; dieser wies ihn aber diesmal beim Ankleiden zurück und sagte zu ihm:

„Du hast gestern schöne Geschichten gemacht, Tasmin!“

„Was habe ich denn gemacht?“ fragte der alte Diener, durch die Mißlaune Cherubim's ganz erschreckt.

„Was? Tasmin! Du hast mich in Wohlgerüchen gebadet... Du hast alle meine Kleider damit benezt... ich war ein lebendiges, parfümirtes Kräuterkissen.“

„— Haben der gnädige Herr nicht gut gerochen?“

„— Ei freilich! ich roch zu gut! das heißt zu stark! ich stieg in den Kopf; kurz — nervenschwache Damen können das nicht ertragen... Du bist Schuld,

daß es einer Dame übel wurde, das ist sehr unangenehm."

Sasmin war trostlos; um die gestern begangene Thorheit wieder gut zu machen, schlug er seinem Herrn vor, in alle Taschen Kampher zu stecken, man hatte ihm gesagt, derselbe sei vortrefflich für die Nerven, und er stellte sich vor, der werde das durch die Wohlgerüche verursachte Uebel wieder gut machen; aber Cherubim litt es nicht; er verbot Sasmin ausdrücklich, ihn auf irgend eine Weise zu parfümiren; er mußte aber seinen Widerwillen deutlich ausdrücken, um den alten Diener abzuhalten, ihm Kampherstückchen in die Taschen zu stecken.

Nach beendigter Toilette untersuchte Cherubim genau, ob er nach nichts rieche; und in Erwartung des Augenblickes, wo es Zeit sein werde, sich Madame Celival vorzustellen, dachte er an die schöne Wittwe und besann sich, was er mit ihr sprechen wolle; das Frühstück mit ihr erregte allein Besorgniß in ihm.

"— Wenn man mit einer Dame frühstückt," sagte er bei sich, "in die man verliebt ist, ist man da? ... läßt man seinen Appetit gewähren? ... Mein Gott! ich habe vergessen, Anweisungen hierüber von Monfreville zu verlangen... ich fürchte, abermals ungeschickt zu sein... Was macht man mir übrigens immer zum Vorwurf? die Schüchternheit; wenn ich nicht esse, sieht's dumm aus; recht essen und trinken wird mir dagegen Muth, Kühnheit verleihen... O! ja, ich will tüchtig essen."

Die Stunde des Frühstücks kam endlich heran. Cherubim begab sich zu Madame Celival, sein Herz schlug

mächtig, als er der Zofe folgte, die ihn ins Boudoir einführte, aber er ermutigte sich.

„O! das ist einerlei,“ sagte er bei sich, „diesmal will ich nicht schüchtern sein... und recht viel essen.“

Das Boudoir der schönen Wittwe war ein reizendes, ringsum mit veilchenblauem Sammet verhängtes Gemach. Ein dicker, weicher Teppich bedeckte den Fußboden, und dreifache Gardinen ließen kaum den Tag durchschimmern.

„Die Frauen lieben gewiß das Dunkel sehr,“ dachte Cherubim beim Eintritt in das Boudoir; heute muß ich aber keine Verse lesen... und zum Frühstück sehe ich hier genug... zudem, denke ich mir... muß das Dunkel fecker machen... deshalb verbannen die Damen ohne Zweifel die Helle aus ihren Zimmern.“

Madame Celival erwartete Cherubim; ihr Anzug war einfach, aber ganz zu ihrem Vortheil berechnet; ihre schönen schwarzen Haare fielen auf beiden Seiten des Gesichts in langen Locken herab, und die hochrothen Bänder auf ihrem köstlichen Häubchen verliehen ihren ohnehin feurigen Augen noch mehr Lebhaftigkeit.

Die verführerische Wittwe empfing Cherubim mit so viel Liebenswürdigkeit, daß ein Anderer als er sich alsbald behaglich gefühlt hätte; er that jedoch sein Möglichstes, um seine Verlegenheit zu überwinden; das Beste war, daß er in Bewunderung vor den Reizen der Dame, der er sich gegenüber befand, stehen blieb.

„Nun, Herr Cherubim,“ fragte Madame Celival nach einer Pause, „wie finden Sie mein Boudoir?... gelt! nicht so hübsch, wie das der Gräfin?“

„— Nein, Madame, nein, ich versichere Sie...

das Ihrige gefällt mir eben so gut ... ich finde es sogar schöner ..."

„— O! das sagen Sie nur, um mir zu schmeicheln!"

„— Nur ist eines so dunkel, als das andere ..."

„— Die Helle thut den Augen weh, ich hasse sie."

„— Indessen, Madame, dürfen Sie sich nicht fürchten, gesehen zu werden ... wenn man so schön ist ..."

Cherubim wagte nicht, weiter fortzufahren, er war erstaunt, so viel gesprochen zu haben; aber Madame Celival, der dieses Compliment ganz natürlich schien, entgegnete lächelnd:

„Wirklich! gefalle ich Ihnen? ... o! aber die Männer machen sich so wenig daraus, Dinge zu sagen, woran sie nicht denken! ..."

Und mit diesen Worten beugte sich Madame Celival nachlässig über das Kissen des veilchenfarbenen Sammetdivans, worauf sie ruhte, und ihre Brust quoll in die Höhe, als sie Cherubim anblickte, der mit niedergeschlagenen Blicken, schweigend, ohne Muth, sie wieder anzusehen, auf einem Stuhle neben ihr saß.

Als Madame Celival nach einem ziemlich langen Schweigen bemerkte, daß Cherubim dasselbe nicht unterbrechen werde, rief sie aus:

„— Aber ich vergesse unser Frühstück! ... Sie haben vielleicht Hunger?"

„— O, ja, Madame, ich hungere sehr;" antwortete Cherubim schnell.

Madame Celival lächelte, indem sie sprach:

„— Und es scheint, daß Sie der Hunger sprachlos macht! aber, mein Gott, warum sagten Sie's nicht

gleich, ich will Sie nicht in Lebensgefahr kommen sehen. Wollen Sie gefälligst an jener Klingel ziehen."

Cherubim zog die Klingelschnur und die Kammerjungfer trat ein.

"Man soll uns auftragen!" sagte Madame Celival und fügte gegen Cherubim gewendet bei:

"Wir frühstücken hier, weil uns hier Niemand stört; wenn irgend lästige Besuche kommen, so wird man sagen, ich sei nicht zu Hause . . . ist Ihnen diese Anordnung recht?"

"— O, ja, Madame, das wird viel hübscher sein!"

Madame Celival lächelte abermals; sie dachte vielleicht auch, ihr Alleinsein werde sich hübscher machen; doch war dies nur eine Vermuthung!

Die Kammerjungfer trug schnell das Frühstück auf und deckte zwei Couverts. Cherubim bemerkte, daß die Kammerjungfer neben den von Speisen beladenen Tisch einen Gueridon mit dem Dessert stellte.

Madame Celival entließ die Kammerjungfer mit den Worten:

"Wenn ich Etwas brauche, werde ich läuten!"

"Und nun," sagte die reizende Brunette, dem Jüngling, der sie fortwährend bewundernd betrachtete, die Hand reichend, "nehmen Sie Platz, Herr Marquis, und entschuldigen Sie mich, daß ich Sie so ohne alle Förmlichkeit behandle, es soll aber kein ceremonielles Frühstück sein."

Das Frühstück ohne alle Förmlichkeit bestand aus einem Gericht Merac, einem gefüllten Rebhuhn, kleinem Federwildbret mit Postazien und einer Krebsplatte; eingemachte Sachen, Zuckerbackwerk und eine Compote von

dürren Pflaumen auf dem Gueridon stehend, bildeten den Nachtsch, und einige Flaschen feinen Weines zeigten an, daß man nicht beabsichtigte, den jungen Tischgenossen ganz bei kaltem Blute zu lassen.

Cherubim hatte neben Madame Celival, die ihm von Allem anbot, aber selbst sehr wenig genoß, Platz genommen, er dagegen aß für zweie. Seit er bei Tische saß, fühlte er sich weniger verlegen, mehr zum Gespräche aufgelegt; er schloß daraus, daß er ganz richtig vermuthet habe, Essen und Trinken werde ihm Sicherheit und Muth verleihen; deßhalb nahm er von Allem, was ihm angeboten, und trank schnell, was ihm eingeschenkt wurde.

Madame Celival war sehr munter, sie wußte die Unterhaltung sehr gewandt zu führen, und schien höchst erfreut über die Ehre, die ihr Gast dem Frühstück anthat.

„Wahrhaftig,“ sagte sie lachend, „es wundert mich nicht, warum Sie vorhin keines Wortes mehr fähig waren und stumm blieben! ... Sie starben ja fast Hungers!“

„— Es ist wahr, Madame, ich habe einen gesunden Appetit, und neben Ihnen ... scheint es mir, kann der nicht fehlen.“

„— Ah! ich weiß nicht, ob ich das für ein Compliment halten soll! Es gibt ein Sprüchwort, welches diesen Umstand nicht zu meinem Vortheil deutet.“

„— Welches Sprüchwort, Madame?“

„— Da es Ihnen nicht bekannt ist, mag ich es Ihnen auch nicht mittheilen. Jetzt wollen wir zum Nachtsch übergehen, ich ließ Alles in unserer Nähe aufstellen, um nicht erst läuten zu müssen ... wir dürfen nur einen andern Tisch vorrücken ... Finden Sie das nicht angenehmer?“

Diese letzten Worte wurden mit einem so zärtlichen Blicke begleitet, daß Cherubim beinahe den Kopf verlor, um sich aber zu erholen, stellte er eiligst den Tisch, worauf gefrühstückt worden, zurück, und an dessen Stelle den Gueridon, auf dem der Nachtschisch gedeckt war, vor den Divan.

Madame Celival, die das Ende des Frühstücks herbeiwünschte, beeilte sich, ihrem Gaste von Allem anzubieten, aber Cherubim betrachtete die Pflaumencompote und fragte:

„Was ist das?“

„— Es sind dürre Pflaumen ... wie, Sie kennen das nicht?“

„— Mein Gott, nein! Ich sehe es zum ersten Male ... bei meiner Amme wenigstens aß man keine.“

Frau von Celival brach in ein lautes Gelächter aus, während sie sagte:

„Ach! bei Ihrer Amme, das ist herrlich! ... das Wort klingt wunderhübsch! wenn man ihn hörte, könnte man glauben, er sei bis heute bei seiner Amme gewesen.“

Cherubim biß sich in die Lippen, er glaubte eine Dummheit gesagt zu haben; er war entzückt, daß sie seinen Ausdruck für geistreich hielt, und nahm von den dürrn Pflaumen, die ihm Madame Celival darbot.

„Nun,“ fragte die schöne Wittwe nach einer Weile, „wie schmeckt Ihnen das, was Sie bei Ihrer Amme nie zu essen bekamen?“

„— O! sehr gut, köstlich!“

„— Wollen Sie noch mehr davon?“

„— Recht gerne.“

Madame Gelival bediente aufs Neue von dem Pflaumenmuse den Jüngling, der während des Essens zu ihr sagte:

„Aber Sie, Madame, Sie essen nicht?“

„— O! ich ... ich habe keinen Hunger.“

„— Warum denn?“

„— Warum? sonderbare Frage! ... weil die Frauen nicht den Männern gleichen ... sondern wenn ihnen etwas am Herzen liegt ... in ihren Gedanken, ihren Gefühlen leben, und das ihnen genug ist.“

Die letzten Worte wurden mit einem etwas pikirten Tone gesprochen, denn Madame Gelival fand, daß Cherubim zu lange bei Tisch bleibe; als Dame von Welt jedoch und als Wirthin, die ihre Aufgabe kennt, präsentirte sie ihm noch mehre Platten.

„— Nun, nehmen Sie doch noch mehr davon!“

„— In der That, wenn ich's wagen dürfte ...“

„— Sie werden sich doch nicht geniren! ... das würde mich recht ärgern.“

Cherubim erinnerte sich, daß man wirklich nicht schüchtern sein soll, und ihm neulich die Schüchternheit Schaden brachte. Er schöpfte folglich von den Pflaumen heraus und wiederholte dies nach kurzer Zeit; und da Madame Gelival über seine Leidenschaft für die gedörrten Pflaumen sehr lachte und es ihn entzückte, zu ihrer Erheiterung beizutragen, so hörte er nicht eher zu essen auf, als bis die Schüssel leer war.

Die schöne Wittwe schien sehr erfreut, als sich keine Pflaumencompote mehr auf dem Tische befand, und die kaum vernehmbaren Worte: „Es ist ein wahres

Glück!" traten über ihre Lippen. Cherubim hörte sie nicht.

Indessen hatte die schöne Frau ihren Stuhl sachte vom Tische weggerückt, trank einige Löffel voll Kaffee, stellte ihre Tasse auf den Kamin und setzte sich wieder auf ihren Divan, dann fragte sie den jungen Mann mit einer ins Herz dringenden Stimme:

„Nun, werden Sie sich nicht neben mich setzen?“

Es leuchtete Cherubim allmählig ein, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo er sich mit etwas Anderem, als mit dürrn Pflaumen zu beschäftigen habe; er stand vom Tische auf, machte einige Gänge durchs Zimmer, bewunderte einige hübsche Gemälde, die, ohne allzufrei zu sein, doch zur Wollust reizten. Er gerieth vor Psyche und Amor, vor dem Fluß Scamander, vor einer auf ihrem Lager ausgestreckten Odaliske in Ekstase und setzte sich endlich neben Madame Gelival auf den Divan.

„Sie bewundern meine Gemälde..." begann sie wieder.

„— Ja... all' diese Frauen sind so schön... besonders jene Odaliske!..."

„— Der Maler hat sie kaum verschleiert, um uns aber ihre Schönheit bewundern zu lassen, mußte er sie allerdings unverhüllt zeigen... in der Malerei ist das gestattet... die Maler haben Privilegien, man verzeiht dem Talente... oder der Liebe Alles.“

Die letztern Worte wurden von einem Seufzer begleitet. Cherubim erhob die Augen zu der schönen Wittwe, und nie war sie ihm reizender erschienen, denn ihre Augen glänzten jetzt von einem zugleich lebhaften und doch mil-

den Feuer, und ihr halb geöffneter Mund schien geneigt, auf Vieles Antwort zu ertheilen. Der Jüngling wagte es, ihre nachlässig herabhängende Hand zu ergreifen; er bewunderte diese weiche, weiße, zarte, fleischige Hand, hatte jedoch nicht den Muth, sie zu küssen; aber er drückte sie zärtlich, und statt sie zurückzuziehen, erwiderte ein lebhafter Gegendruck dem seinigen; hiedurch ermuthigt, wollte Cherubim diese Hand zum Munde führen und mit Küssen bedecken, als er plötzlich einen heftigen Schmerz im Unterleibe verspürte.

Cherubim blieb wie versteinert.

„Was haben Sie?“ fragte Madame Celival erstaunt, „daß er Ihre Hand in die Höhe hielt, ohne sie zu küssen.“

„— Nichts, o! nichts, Madame.“

Und der junge Mann unterdrückte eine Grimasse, welche die Folge einer wiederholten, wenn auch weniger starken schmerzlichen Empfindung war, der jedoch ein Kollern in der Gegend der Eingeweide folgte, welches einen entsetzlichen Ausbruch verkündete.

Indessen verlor sich Cherubim, den seine Schmerzen im höchsten Grad beunruhigten und der Folgen wegen in Angst versetzten, in ganz andere Gedanken; er ließ Madame Celivals Hand auf den Divan zurückfallen.

„— Aber was ist Ihnen denn?“ flüsterte die schöne Wittwe in einem Tone des Vorwurfs und der Zärtlichkeit. „Sie scheinen zerstreut, in andere Gedanken versunken . . . sprechen nichts mehr mit mir, wissen Sie, daß das nicht liebenswürdig ist!“

„ — Mein Gott, Madame, ich versichere Sie, es ist mir nichts . . . Sie irren sich. “

Und Cherubim gab sich alle ersinnliche Mühe, eine abermalige Grimasse zu unterdrücken, er verspürte Zwicken und Drücken im Leibe, das ihn zur Verzweiflung brachte, weil er einsah, daß er das Bauchgrimmen habe, und um keine Welt Madame Selival ahnen lassen wollte, was ihm fehlte.

Es ist ja doch kein Verbrechen, unwohl zu sein! . . . aber wir schwache Sterbliche, die uns oft in den Rang der Götter erheben wollen, wir erröthen, diesen Unvollkommenheiten der einfachen Geschöpfe unterworfen zu sein; es gibt besonders Umstände, wo man sehr verlegen ist, zugleich ein Mann von Welt und ein Naturmensch zu sein. Der arme Cherubim befand sich gerade in diesem Falle; die dürrn Pflaumen spielten ihm einen recht tückischen Streich.

Madame Selival konnte sich über den Ton des jungen Marquis nicht täuschen; überdies beleidigt, in seinen Blicken weder Zärtlichkeit noch Begierde mehr zu lesen, rief sie nach einer Weile aus:

„ — O! gewiß, mein Herr, Sie langweilen sich bei mir . . . “

„ — Ach, Madame, ich schwöre Ihnen, ich langweile mich nicht . . . im Gegentheile . . . aber . . . “

„ — Aber Sie möchten lieber bei Frau von Baldieri sein, nicht wahr? “

„ — Nein . . . o! nicht dort möcht' ich in diesem Augenblick sein! . . . “

„ — Nun, wo möchten Sie denn sein, mein Herr? “

Cherubim wußte nicht, was er antworten sollte, er unterdrückte gewaltsam einen abermaligen Schmerz, und kalter Schweiß rieselte über seine Stirne; er sah in diesem Augenblick höchst traurig und durchaus nicht wie ein Verliebter aus.

Madame Celival blickte ihn an, biß sich vor Aerger in die Lippen und rief aus:

„Ach! welch' sonderbares Wesen nehmen Sie an! ... man hat nie etwas Aehnliches gesehen... ich wenigstens nicht!... Lassen Sie hören, mein Herr, sprechen Sie... erklären Sie sich, es ist Ihnen gewiß etwas.“

Und die schöne Wittwe, noch von dem zärtlichen Gefühle bewegt, das in ihrem Innern für Cherubim sprach, rückte ihm näher und wollte ihn bei der Hand fassen, aber er wich rasch zurück, und stotterte mit unterdrückter Stimme:

„Ach! Madame! ich beschwöre Sie, rühren Sie mich nicht an!“

„Was soll das heißen, mein Herr! Glauben Sie mir gefälligst, daß ich nicht die geringste Lust habe, Sie anzurühren!“ entgegnete Madame Celival durch das Entsetzen, das sich in den Zügen des jungen Mannes ausdrückte, beleidigt. „Nur, mein Herr, habe ich das Recht, über die üble Laune, die sich Ihrer so plötzlich bemächtigte, erstaunt zu sein... ich glaubte, durch den Ausdruck des Vergnügens, den ich bei Ihrem Besuche an den Tag legte, Ihnen keinen... Schrecken zu verursachen... ach! ach!... das ist wahrhaftig sehr komisch.“

Statt hierauf zu antworten, erhob sich Cherubim plötzlich und murmelte:

„Vergebung, Madame . . . Vergebung . . . aber ein Rendez-vous, das ich vergessen hatte . . . ich muß mich durchaus entfernen . . .“

„— Wie, mein Herr, Sie geben ein Rendez-vous . . . wenn Sie wissen, daß Sie bei mir frühstücken . . . Das ist außerordentlich liebenswürdig! . . . Sie werden mich nicht überzeugen, daß es so dringend ist, daß Sie sich auf der Stelle entfernen müssen.“

„— O! doch, Madame, doch . . . es ist entsetzlich dringend . . . ich kann es nicht länger verschieben . . . leben Sie wohl, Madame . . . leben Sie wohl!“

Und nachdem Cherubim, seinen Hut suchend, drei Mal wie ein Narr durchs Boudoir gerannt war, erblickte er ihn endlich, ergriff ihn, stürzte nach der Thüre, öffnete sie so heftig, daß er sie beinahe einschlug, und entfloß durch alle Zimmer, wie wenn er eine Verfolgung gefürchtet hätte, während er Madame Celival über die Art seines Weglaufens in Erstaunen ließ.

Endlich gelangte Cherubim zu Hause an, indem er die gedörrten Pflaumen und das ihn bei seinen Liebes-Abenteuern verfolgende Unglück verfluchte.

Gegen Abend kam Monfreville zum Besuche seines Freundes, er war sehr neugierig, zu erfahren, ob sich dieser aus dem letzten Rendez-vous besser herausgezogen habe, wie aus dem ersten. Als er den jungen Marquis noch blaß und ermattet fand, lächelte er und sprach:

„Ich bemerke, daß diesmal Ihr Glück vollständig war, und daß Sie einen großen Sieg davon getragen haben.“

Cherubim blickte seinen Freund mit einer so jämmer-

lichen Miene an, daß dieser nicht mehr wußte, was er denken sollte. Nachdem Cherubim vorsichtig die Thüre seines Zimmers zugemacht hatte, erzählte er Monfreville, was ihm bei seiner zweiten Liebes-Zusammenkunft begegnet war. Dieser konnte bei der Schilderung des Abenteuers nicht ernsthaft bleiben; und obgleich Cherubim seine Heiterkeit nicht theilte, brauchte er doch lange, bis er sich wieder zu fassen im Stande war.

„Sie finden das also sehr lustig?“ fragte ihn Cherubim seufzend.

„Meiner Treu, lieber Freund, es ist eine Aufgabe, nicht über die Lage zu lachen, worin Sie sich befunden haben.“

„— Geben Sie zu, daß ich recht unglücklich bin.“

„— Es ist Ihre Schuld! wenn man mit einer Dame unter vier Augen speist, so stopft man sich nicht mit dürrn Pflaumen voll, besonders nicht, wenn man sich, wie Sie mir sagten, vorher sattgegessen hat.“

„— Ich that es, um Muth, um Kraft zu bekommen!...“

„— Es ist etwas Schönes, was Sie bekommen haben!“

„— Nun! bei einer andern Zusammenkunft mit Madame Gelival soll mir so etwas nicht mehr geschehen; dann werde ich glücklicher sein!“

„— O! schmeicheln Sie sich nicht, ein zweites Rendez-vous von der schönen Wittwe zu erhalten! Sie haben es mit ihr wie mit der kleinen Gräfin verdorben... Das ist eine Eroberung, worauf Sie von nun an verzichten müssen.“

„— Sie glauben...? welche Ungerechtigkeit!... wie, eine Frau hört auf, uns zu lieben, weil uns ein plötzliches Uebelsein befällt?“

„— Nicht deshalb, sondern weil Sie sich ungeschickt benommen haben.“

„— Was hätten Sie an meiner Stelle gethan?“

„— Ich hätte frei herausgesagt, mein Frühstück bekomme mir schlecht und mache mich ganz krank; dann hätte man Ihre Entfernung entschuldigt und begriffen.“

„— Ach! ehe ich das gesagt hätte, wäre ich lieber vor Scham gestorben!“

„— Das ist sehr unvernünftig, mein Freund; bedenken Sie, daß eine Frau Alles verzeiht, nur die Verachtung oder die Gleichgültigkeit gegen ihre Reize nicht.“

Cherubim blieb den ganzen Tag traurig; es schien ihm ein gewisses Mißgeschick über seinen Liebschaften zu walten und er fürchtete, es möchte ihn immerdar verfolgen. Aber am nämlichen Abend kam Darena noch in sein Hotel, um ihm das Ergebniß seiner Schritte bei der schönen Polin mitzutheilen.

„Triumph!“ schrie Darena, auf die Schulter des jungen Marquis klopfend, „es geht gut, mein Freund! ... Ihre Angelegenheiten schreiten tüchtig vorwärts.“

„Haben Sie ein Rendez-vous für mich ausgemacht?“ fragte Cherubim, beinahe mit erschrockener Miene.

„— Noch nicht! das geht, beim Teufel, nicht so schnell, als Sie glauben; diese junge polnische Gräfin wird streng gehütet, sie ist von Kammerfrauen und Cerberussen umringt.“

„ — Es ist eine polnische Gräfin? „

„ — Ja, die Gräfin Globeska, Gattin des Grafen Globesky... eines sehr angesehenen Mannes!... der wegen Hochverraths sein Vaterland meiden mußte... und eifersüchtig ist, wie ein Tiger! das ist ein Kerl, der vom Erdolchen seiner Frau spricht, wenn Sie eines ihrer Haare einem Andern gäbe!“

„ — Entsetzlich! „

„ — Das schadet durchaus nichts! die Frauen fürchten die Dolche nicht im geringsten, sie bieten der Gefahr Trotz. Ich ließ Ihren Brief in die Hände der schönen Globeska gelangen... das war eine schwierige Aufgabe; ich mußte das Gold mit vollen Händen austreuen... ich habe es gethan, sogar welches entlehnt, weil ich nicht genug im Besiz hatte... ich weiß, daß Sie mir's zurückgeben, und nahm zum Voraus an, daß Sie meine Freigebigkeiten zu Gunsten Ihrer Liebe nicht tadeln würden.“

„ — O! ganz im Gegentheil, mein lieber Darena, ich danke Ihnen dafür; hat mir aber diese schöne Polin ein Wörtchen der Erwiderung geschrieben?“

„ — Nein, sie hat Ihnen nicht geschrieben... vielleicht schreibt sie schlecht französisch... das ist bei einer Ausländerin zu entschuldigen, aber die Frauen sind sehr ehrgeizig, sie fürchten, man verhöhne sie, wenn sie einen Schreibfehler machen, kurz, die reizende Globeska hat mündlich geantwortet, und was sie sagte, ist mehr werth, als alle Liebesbriefe zusammen.“

„ — Was sagte sie denn?“

„ — Sie sagte zu ihrer Zofe, die ich verführt habe

... das heißt, die ich durch die Macht des Goldes bestochen habe: „„Thue diesem jungen Franzosen, der mir schreibt, zu wissen, daß ich seine Leidenschaft theile, ... seit ich ihn sah, träume ich ... selbst wenn ich nicht schlase ... nur von ihm.““

„ — Das hat sie gesagt! ach! welches Glück...“

„ — Lassen Sie mich doch vollenden: „„ich bin an einen Tyrannen gebunden, den ich verabscheue ... dieser Franzose soll Mittel zu meiner Entführung schaffen, dann bin ich bereit, ihm zu folgen ... und werfe mich in seine Arme.““ — Nun! was sagen Sie dazu? glücklicher Lovelace ... der haben Sie, glaub' ich, den Kopf verdreht!...“

„Ja, mein Freund, ich bin sehr glücklich ... denn ich fühle, daß mir diese junge Frau besser gefällt, als alle andern ... in ihrer Nähe wird's mir wohler sein, als bei all' diesen vornehmen Damen ... die mich immer einschüchtern.“

„ — Es wird Ihnen ganz wohl sein, ich stehe dafür! ... die Polinnen sind sehr ungezwungen.“

„ — Sie heißt mich sie entführen ... darf das sein? ist's erlaubt, eine Frau zu entführen?“

„ — Oh, wie kindisch er ist! vor allen Dingen fragt man nicht nach der Erlaubniß ... außerdem sehen Sie ja, daß es ihr eigener Wunsch ist; seien sie getrost! ich nehme die Entführung auf mich, das soll meine Sache sein.“

„ — Mein lieber Darena, wie sehr verbinden Sie mich!“

„ — Nur muß ich wissen, wohin ich Ihre Schöne

führen soll... Sie werden selbst einsehen, daß es weder schicklich noch klug wäre, sie vor den Augen Ihrer Leute ... in dieses Haus zu bringen..."

"— O! gewiß... aber wo sonst sie hinführen?"

"— Das ist ganz einfach... man braucht nur ein kleines Haus... in der Umgegend... im Weichbilde von Paris... an einem abgelegenen, stillen Orte zu miethen ... wollen Sie mir dies gleichfalls übertragen?"

"— O! ja, ich bitte Sie darum. —"

"— Es ist ausgemacht... ich werde eines miethen... wenn's nicht möblirt ist, so laß ich Möbeln hinsicaffen... geben Sie mir Geld... dazu braucht's nicht wenig..."

Cherubim eilte an seinen Schreibtisch, langte Bankbillet heraus und überreichte sie Darena mit den Worten:

"— Nehmen Sie! hier sind zweitausend... dreitausend Franken... ist's genug?"

"— Ja... Ach, geben Sie mir gleich viertausend... damit ich versehen bin. Jetzt lassen Sie mich machen. Vor allen Dingen werde ich mich nach einer passenden Wohnung umsehen und sie zum Empfang ihrer Infantin herrichten lassen; dann werde ich einen günstigen Augenblick erspähen; sobald derselbe gekommen ist... die Dame entführen... und Sie abholen; Sie haben sodann nur noch die Früchte Ihres Sieges zu pflücken... das ist gewiß angenehm."

"— Herrlich."

"— Aber nur kein Wort von dieser Sache an Monfreville verrathen, oder ich ziehe mich zurück."

"— Sei'n Sie beruhigt! es ist abgemacht."

„— Wenn Ihre Schöne den Händen ihres Tyrannen entrissen ist, so werde ich an den Ort ihres geheimen Aufenthalts eine feine Mahlzeit bringen lassen... eine Dame muß doch nach ihrer Ankunft Etwas zu sich nehmen können.“

„Ja, mein Freund... bestellen Sie ein Essen... Ach! aber keine dürrn Pflaumen dabei... ich bitte Sie! keine dürrn Pflaumen! denn ich verabscheue solche.“

Darena blickte Cherubim erstaunt an und antwortet:

„Trösten Sie sich; Ihr Abscheu vor den dürrn Pflaumen war mir nicht bekannt... man behauptet doch, sie seien sehr gesund...“

„— Wenn ich welche auf dem Tisch sehe, laufe ich sogleich davon...“

„— Nun, beruhigen Sie sich... ich will dafür sorgen, daß keine aufgetragen werden.“

Der Graf verließ seinen jungen Freund, nachdem er die Bankbillete eingeschoben hatte, und Cherubim dachte in seinem Sinne:

„Das ist diesmal eine Eroberung, die mir nicht entgehen und mich für alle verlorenen entschädigen wird.“

Sechstes Kapitel.

Das Innere einer Familie.

Wie es die kleine Ernestine Louisen angekündigt hatte, kehrte Frau von Noirmont am bestimmten Tage nach Hause zurück. Ihre Ankunft war ein Fest für ihre Tochter, welche ihr, sobald sie sie von Ferne gewahrte, entgegenflog und sich in ihre Arme warf. Frau von Noirmont erwiderte ihrer Tochter Liebkosungen mit Zärtlichkeit; man bemerkte leicht, daß sie dafür empfänglich war, und daß sie sich wirklich glücklich fühlte, wieder in ihrer Nähe zu sein.

Herr von Noirmont eilte seiner Frau nicht entgegen; solche Zeichen der Anhänglichkeit lagen nicht in seinem Charakter; er würde gefürchtet haben, durch die Aeußerung derselben seiner Würde Eintrag zu thun; als er jedoch die Rückkehr seiner Frau erfuhr, begab er sich zu ihr, grüßte sie freundlichst, aber ohne sie zu küssen, und fragte sodann:

„Hatten Sie eine angenehme Reise, Madame?“

„— Ja, mein Herr, ich danke Ihnen.“

„— Wie geht's unserer Tante, der Madame Dufrénil?“

„— Es geht ihr weit besser, ihre Gesundheit ist vollkommen hergestellt. Es war die höchste Zeit, daß ich zurückkehrte! ich wäre vor Betrübnis, so lange von meiner Tochter entfernt zu sein, krank geworden. . . Ich habe sehr bedauert, daß Sie mir nicht gestatteten, dieselbe mit mir zu nehmen.“

„Deshalb wird es Ihnen ein größeres Vergnügen

machen, sie wieder zu sehen, und ich wünsche, daß sich Ihre Liebe für dieselbe hiedurch vermehre!"

Nach diesen Worten verabschiedete sich Herr von Noirmont wieder von seiner Frau, und begab sich in sein Arbeitszimmer zurück.

Als sich ihr Gatte entfernt hatte, zog Frau von Noirmont ihre Tochter an sich und drückte sie zu wiederholten Malen an ihr Herz, indem sie murmelte: „— Dein Vater glaubt, ich liebe Dich nicht ... meinst Du das auch, meine Tochter?"

„— O! nein, Mutter! nein, gewiß nicht!" rief Ernestine aus. „Aber der Vater meint's auch nicht ... ich bin davon überzeugt... Ich weiß wohl, daß Du mich liebst; und warum solltest Du mich nicht lieben ... ich bin ja Deine Tochter?..."

Etwas wie ein krampfhaftes Zucken war in Frau von Noirmonts Zügen wahrzunehmen, ihre Stirne verdüsterte sich und sie entriß sich ziemlich rasch den Armen Ernestinens. Aber diese Wolke verschwand bald wieder und sie zog ihre Tochter von Neuem an sich her, während sie mit schwermüthiger Miene entgegnete:

„O ja ... ja! ich liebe Dich sehr."

„— Ich habe nie daran gezweifelt, Mutter, und wenn Du zuweilen ... wie vorhin zum Beispiel, Augenblicke hast, wo es scheint, als ob Dir meine Liebkosungen zuwider wären ... so bin ich gewiß, daß es nur eine Folge Deiner plötzlich eintretenden Kopfschmerzen ist ... oder, daß Deine Gedanken mit etwas Anderem beschäftigt sind! ... Aber Du liebst mich darum nicht weniger, nicht wahr?"

„ — Mein, ich liebe Dich wahrhaftig immer gleich, und Du hast die Zeit meiner Abwesenheit lange gefunden? "

„ — O! ja, Mutter! aber glücklicherweise habe ich seit drei Wochen ein neues Kammermädchen ... Der Vater wird Dir geschrieben haben, daß er die andere fortgeschickt hat. "

„ — Ja, mein Kind! "

„ — Ach, die neue ist mir viel lieber! Wenn Du wüßtest, wie artig sie ist ... und gar nicht dumm! ... nicht gemein! sie spricht so ordentlich ... und kam doch eben aus ihrem Dorfe; sie hatte nie gedient, begriff aber Alles im Augenblick. "

„ — Wer hat sie besorgt? "

„ — Comtois. O! sie wird ihm gut empfohlen worden sein. "

Frau von Noirmont lächelte über die ernsthafte Miene, womit ihre Tochter dies sprach, und versetzte:

„ Meine Liebe, ich weiß, daß man sich auf Comtois verlassen darf. Und wie heißt Deine Kammerjungfer? "

„ — Louise ... Louise ... Fre ... Fernet ... Ich kann ihren Familiennamen nie behalten ... Das ist gleichgültig, es ist ein sehr braves Mädchen, glaube mir's, Mutter; ich bin überzeugt, sie wird Dir auch gefallen ... Ich will sie rufen, um sie Dir vorzustellen ... sie ist so schüchtern, deshalb hat sie es noch nicht gewagt, Dich zu begrüßen. "

„ — Mein Gott! meine Liebe, ich habe noch lange Zeit, Deine Kammerjungfer zu betrachten! Es hat keine Eile. "

„ — O! doch, Mutter, ich will, daß Du sie gleich sehen sollst.“

Ernestine hatte die Klingel gezogen, bald ging die Thüre auf, und Louise erschien ängstlich, mit niedergeschlagenen Blicken auf der Schwelle derselben, und flüsterte:

„ Die gnädige Frau hat mir geläutet?“

Frau von Noirmont betrachtete das junge Mädchen, welches sie zum ersten Mal erblickte; ihre Schönheit, der Adel ihrer Züge und ihr ganzes bescheidenes und anständiges Wesen, wie man es gewöhnlich bei einer Kammerjungfer nicht trifft, setzten sie in Erstaunen; sie konnte nicht aufhören, das Mädchen anzusehen.

Die kleine Ernestine neigte sich zu ihrer Mutter hin und sagte ihr ins Ohr:

„ Nun! wie findest Du sie?“

„ — Hübsch, meine Tochter, recht hübsch . . . sie sieht sogar vornehm aus; man würde nicht glauben, daß es eine dienende Person wäre.“

„ — Nicht wahr? . . . ich hatte ihr nicht geschmeichelt?“

Und das junge Fräulein fuhr, gegen Louise gewendet, fort:

„ Die Mutter findet Dich hübsch, Du gefällst ihr auch . . . ich sagte es Dir ja, Du werdest ihr gefallen.“

Louise verbeugte sich und flüsterte:

„ Die gnädige Frau ist sehr gütig, ich werde mein Möglichstes thun, Sie und das Fräulein zufrieden zu stellen.“

„ Ich zweifle nicht daran, mein Kind,“ entgegnete

Frau von Noirmont, „Alles an Ihnen spricht zu Ihren Gunsten, und ich bin überzeugt, daß sich meine Tochter in Betreff des Guten, was sie mir von Ihnen versicherte, nicht getäuscht hat.“

Während Ernestinens Mutter mit Louise sprach, hatte diese endlich die Augen erhoben, um sie anzusehen. Beim Anblick dieses schönen, edeln, ernsten Antlitzes, dieser blassen, stolzen Stirne, dieser großen schwarzen Augen, worin immer ein melancholischer Ausdruck lag, fühlte sich das Mädchen ganz ergriffen und hingerissen; ihr Herz pochte gewaltsam, sie wußte nicht, war es Freude oder Furcht, eine unnennbare Empfindung hatte sie durchdrungen, sie blieb starr und unbeweglich; seit einigen Augenblicken sprach Frau von Noirmont nicht mehr, aber sie schien noch zu hören, man gab ihr ein Zeichen, sich zurückzuziehen, allein sie verharrte auf ihrem Platze; erst als Ernestine sie beim Arme nahm und zu ihr sagte:

„Louise, Du kannst uns allein lassen,“ — kam sie wieder zu sich und verließ das Zimmer, während sie noch einmal heimlich nach Frau von Noirmont hinblickte.

Nachdem Frau von Noirmont noch einige Worte über die neue Kammerjungfer geäußert hatte, dachte sie weiter nicht mehr an sie, sondern beschäftigte sich nach gewohnter Weise mit dem Innern ihres Hauswesens, der Sorge für die Erziehung ihrer Tochter und der Beaussichtigung des Unterrichtes derselben, den ihr verschiedene Lehrmeister zu Hause erteilten.

Die Lebensweise der Frau von Noirmont war sehr einförmig; sie ging selten aus und empfing wenig Be-

suche; sie beschäftigte sich mit ihrer Tochter, überwachte den Unterricht derselben und las viel; dies war ihr größtes Vergnügen, ihre angenehmste Zerstreuung.

Herr von Noirmont brachte den ganzen Tag in seinem Studirzimmer zu, seine Frau und Tochter sahen ihn selten vor Tische, um diese Zeit versammelte man sich; meistens speiste ein alter Freund Herr von Noirmonts mit der Familie; selten aber mehrere Gäste zugleich. Während des Essens sprach Frau von Noirmont sehr wenig; ihr Mann discurrirte über Politik oder Staatswirthschaft mit seinem Freunde; Ernestine allein war zur Erheiterung des Mahles berufen; sie entledigte sich ihrer Aufgabe ziemlich entsprechend; oft nöthigten ihre Scherze und naiven Bemerkungen ihrer Mutter ein Lächeln ab, und Herr von Noirmont selbst konnte dabei zuweilen, trotz seiner Würde, seinen Ernst nicht behaupten. Abends endlich arbeiteten die Damen, stickten oder musicirten zusammen, und die Herren spielten Schach oder Würfelbrett. Wenn niemand Fremdes bei Tische war, ging Herr von Noirmont Abends häufig in Gesellschaft; zuweilen begleiteten ihn Frau und Tochter; aber doch selten. Frau von Noirmont zog es vor, mit ihrer Tochter zu Hause zu bleiben; und wenn ihr Gemahl nicht zugegen war, schien sie weniger ernst, weniger nachdenklich zu sein und mehr Bärtlichkeit für Ernestinen an den Tag zu legen.

Louisens Dienst war in diesem Hause, wo man keine Bälle besuchte und wenig Gesellschaften gab, sehr leicht; Comtois servirte allein bei Tische. Das junge Kammermädchen half den Damen beim Ankleiden, dann arbei-

tete sie beinahe den ganzen übrigen Tag an Kleidern für das Fräulein oder an Weißzeug für die Haushaltung in ihrem Zimmerchen. Abends servierte sie den Thee und sorgte dafür, daß in den Schlafzimmern ihrer Herrschaft Alles in Ordnung war. Das Ganze ermüdete nicht sehr, und Louise sagte manchmal zu Ernestine, man trage ihr nicht genug Arbeit auf; aber das Fräulein entgegnete ihr:

„Warum arbeitest Du so schnell? ... kaum hat man Dir etwas zu nähen gegeben, so bist Du schon fertig ... Die Mutter behauptet, Du seiest außerordentlich geschickt und schnell. Ach! die andern Kammerjungfern waren nicht so flink wie Du.“

Louise empfand eine große Freude, so oft sie erfuhr, daß Frau von Noirmont mit ihr zufrieden sei; und obgleich diese Dame ihren Leuten gegenüber eine würdevolle, ernste Miene annahm, welche nicht die mindeste Familiarität gestattete, so fühlte sie doch eine innige Zuneigung zu ihr und wäre äußerst betrübt geworden, sie verlassen zu müssen.

Indessen waren drei Monate seit Louisens Aufenthalt in Paris verflossen, und sie hatte Cherubim nicht ein einziges Mal gesehen; aber seit Frau von Noirmonts Rückkehr empfand sie, einzig mit dem Gedanken beschäftigt, dieser zu gefallen, die Qualen ihrer Liebe minder stark; obgleich sie den Gespielen ihrer Kindheit immer gleich liebte, war es doch, als ob sich ein anderes Gefühl in ihr Herz eingeschlichen hätte, um ihren Schmerzen eine andere Richtung zu geben.

Herr Gerondif erschien mehrmals, sich bei Comtois

zu erkundigen, wie die Herrschaft mit Louise zufrieden sei, und jedesmal ergoß sich der Kammerdiener in Lobeserhebungen über das junge Mädchen und ersuchte den Hofmeister, dem alten Jasmin für den Ihnen zugeschickten Schatz zu danken. Herr Gerondif entfernte sich äußerst zufrieden, Louise nach Paris gethan zu haben; obgleich der mit seinen Liebes-Abenteuern beschäftigte Cherubim nicht mehr an einen Besuch bei Nicolle gedacht hatte.

Eines Morgens, als Herr Gerondif wieder in Herrn von Noirmonts Haus kam, um sich bei Comtois nach Louisens Betragen zu erkundigen, antwortete ihm der Diener:

„Die Mamsell ist fortwährend ein Muster von Tugendhaftigkeit und Fleiß. Wenn Sie dieselbe aber sprechen wollen... so ist sie in diesem Augenblick allein; die Damen sind ausgegangen, um Einkäufe zu machen, sie arbeitet in ihrem Zimmer, es hindert Sie nichts daran, ihr einen guten Tag zu sagen.“

Gerondif nahm mit Freuden diesen Vorschlag an; er folgte Comtois, der ihn in Louisens Zimmer führte und sie sodann allein ließ.

Louise drückte eine große Freude aus, als sie den Hofmeister erblickte; nun konnte sie wieder von all ihren Lieben sprechen. Herr Gerondif, der, wie die meisten Pedanten, einfältig war, deutete zu seinen Gunsten, wozu er nur der Vorwand war; er glaubte, dem Kammermädchen eine zärtliche Neigung eingeflößt zu haben, und lächelte, daß er beinahe die Kinnbacken verrenkte, als er sich neben ihr niederließ.

Louise erkundigte sich zuerst nach ihrer Adoptivmutter.

„Sie ist ausgezeichnet gesund und sehr erfreut, Sie in Paris in einer so angenehmen Lage zu wissen,“ antwortete der Hofmeister, der mit unerschütterlichem Gleichmuth log, da er seit Louisans Entfernung nicht mehr ins Dorf zurückgekehrt war.

„Und ... Herr Cherubim ...“ versetzte die Jungfrau, „ist es ihm Recht, daß ich seinem Wunsche gemäß in Paris bin? Hat er keine Lust, mich zu besuchen? Spricht er nicht zuweilen von mir mit Ihnen? ... schickt er Sie heute?“

Der Hofmeister krazte an der Nase, hustete, spuckte aus, wischte sich den Schweiß von der Stirne, lauter Dinge, die bei ihm lange dauerten, und während deren er sich auf eine Antwort besinnen konnte; nachdem er endlich seinen Entschluß gefaßt hatte, erwiderte er Louisen:

„Meine schöne Freundin, die Jugendliebe nimmt selten ein gutes Ende ... Ich könnte Ihnen Paul und Virginie und tausend andere Beispiele *ad hoc* citiren; ich halte es aber für einfacher, Ihnen *ex abrupto*, das heißt ohne Umschweifen zu sagen, daß es eine Thorheit ist, wenn Sie sich noch um den Herrn Marquis von Grandvilain bekümmern, weil dieser junge Mann durchaus nicht mehr an Sie denkt; anfangs schon, als Sie sich vordem in seinem Hôtel einfanden ... und um ihn zu besuchen, mit Nicolle nach Paris kamen ...

„Nun, der junge Marquis war damals zu Hause; da er Sie aber nicht empfangen wollte, hatte er seinem Portier den Auftrag gegeben, Ihnen zu sagen, er sei abwesend.“

„— O, mein Gott! wäre das möglich! ...“

„— Wie können Sie verlangen, daß er inmitten der Wollüste, worein er versenkt ist, sich eines jungen Landmädchens erinnern soll, mit dem er Blinderkuh oder irgend sonst ein mehr oder minder unschuldiges Spiel gespielt hat? ... Mein Zögling ist sehr ausschweifend geworden! mein Fehler ist es nicht; er hat eine Menge Liebschaften! und erhält so viel Liebesbriefe, daß es eine wahre Schande ist ... ich hätte sein Haus bereits verlassen, wenn mich nicht meine pecuniären Interessen nöthigten, die Augen zuzudrücken ... was mich aber nicht hindert, Alles, was vorgeht, genau zu sehen.“

Louise bedeckte ihr Angesicht mit dem Taschentuch und schluchzte:

„Es ist also vorbei! ... er liebt mich durchaus nicht mehr! ... ach! wer hätte das von Cherubim geglaubt!“

„Man muß Alles glauben! ... Alles voraussetzen ... von einem bartlosen Gelbschnabel,“ fuhr der Hofmeister fort; dann seinen Stuhl dicht neben den der Jungfrau rückend und seine Hand auf ihr Knie legend, bemühte sich Herr Gerondif, eine weiche, wohlklingende Stimme anzunehmen, und sprach mit Nachdruck:

„Ich habe die Wunde beigebracht ... ich will auch den Diptam, mit andern Worten, das Heilmittel auflegen. Schöne Louise, wenn der junge Cherubim Ihren Reizen nicht getreu war, so gibt es Andere, die überglücklich wären, denselben Weihrauch streuen ... sie genießen ... zu dürfen; ich gehe gerade auf's Ziel los! ... ich liebe Sie! himmlisches Mädchen ... ich bin nicht flatterhaft, denn ich bin, Gott sei Dank, ein gemachter

Mann. Ich komme nicht, um Ihnen schandbare Anträge zu machen ... **retro satanas!** ... das heißt: ich habe nur rechtschaffene Absichten. Ich biete Ihnen meine Hand, mein Herz, meinen Namen, meinen Rang und meinen Titel an ... nur wollen wir noch zwei Jahre warten, bis wir zur Ehe schreiten; ich werde meine Leidenschaft bis dorthin gewaltsam in den Schranken halten; diese Zeit brauche ich, um ein hübsches Sömmchen zu ersparen ... Sie legen Ihren Gehalt, Ihre Ersparnisse auch dazu ... man ist mit Ihren Leistungen im Hause sehr zufrieden, Sie haben daher wahrscheinlich ein beträchtliches Neujahrsgeschenk zu erwarten; das Alles werfen wir zusammen, kaufen in der Nähe von Paris ein kleines Häuschen ... ich nehme zum weiteren Auskommen einige Böglinge auf; wir halten einen Hund, eine Katze, Hühner, genießen aller Süßigkeiten des Lebens und erfreuen uns mit Honig und Gewürzwein verherrlichter Tage der Liebe."

Während dieser Anrede hatte Louise die auf ihrem Knie ruhende Hand zurückgestoßen, ihren Stuhl weggeschoben und war, sobald Herr Gerondif zu sprechen aufgehört hatte, aufgestanden, um ihm mit höflichem, aber entschiedenem Tone zu erwidern:

„Mein Herr, ich danke Ihnen für die Güte, mir, einem armen, namen- und familienlosen Mädchen, den Titel Ihrer Frau angeboten zu haben, aber annehmen kann ich ihn nicht. Ich begreife, daß mich Herr Cherubim nicht mehr liebt, und es war in der That thöricht von mir, mir einzubilden, daß er in Paris, in der großen Welt, im Schooße des Vergnügens lebend, sich meiner erinnern sollte; aber, bei mir, o! da ist's ein großer

Unterschied! ich bin keine große Dame geworden, und das Bild dessen, der mir theuer ist, kann nicht aus meinem Herzen verwischt werden... Ich liebe Cherubim, und fühle, daß ich niemals einen Andern lieben werde! ... Daher, mein Herr, wäre es sehr schlecht von mir, wenn ich einen Andern... ohne ihm mein Herz schenken zu können... heirathen würde."

Herrn Gerondif setzten diese Worte in Verlegenheit; er faßte aber wieder Muth und fuhr fort:

„Meine schöne Louise: *Varium et mutabile semper femina*... oder wenn Sie lieber wollen: oft ändern sich die Frauen! ein Narr wird ihnen trauen... Diese Verse sind von Franz dem Ersten... Die Beranger's gefallen mir besser; und Tiresias behauptet, die Männer haben nur drei Unzen Liebe in sich, während die Weiber neune hätten! weshalb ihnen das Recht zugetheilt wird, weit öfter zu wechseln, als wir; und doch geschieht dies bei uns, im Verhältniß zu unsern drei Unzen, schon häufig genug."

„— Was soll das Alles heißen, mein Herr?"

„— Das heißt, meine theure Freundin, Sie werden es machen wie die Andern und wechseln; Ihre Liebe wird vergehen..."

„— Niemals, mein Herr!"

„— Niemals ist in der Liebe ein Wort ohne Bedeutung; indeß haben Sie alle mögliche Zeit, sich hierüber zu besinnen, da ich Ihnen zwei Jahre Bedenkzeit lasse... vergönnen Sie mir, so lange hoffen zu dürfen."

„— O! es ist vergeblich, mein Herr!"

„— Verzeihen Sie!... Hoffnung läßt nicht zu

Schanden werden . . . ich beharre auf meinem Hoffen. Leben Sie wohl, schöne Louise, fahren Sie fort, sich gut zu betragen . . . dann wird man ohne Zweifel Ihren Gehalt erhöhen; ich meines Theils lege den meinigen fortwährend bei Seite . . . und wie ein altes, bekanntes, zwar sehr gewöhnliches, aber äußerst scharfsinniges Sprüchwort sagt: . . . lassen wir den Braten erst gelb werden! Hiemit lege ich Ihnen meine Huldigungen zu Füßen. "

Herr Gerondif war weggegangen. Nun konnte sich Louise ungehindert ihren Thränen überlassen, sie beschäftigte sich nicht mit den Anträgen des Hofmeisters, sie dachte nur an Cherubim, der sie nicht mehr liebte, sich ihrer nicht mehr erinnerte und anderer Liebschaften pflegte; lange schon hatte sie gefürchtet, von ihm vergessen zu werden; aber jetzt erst war es ihr zur Gewißheit geworden, und in der Liebe liegt zwischen der Furcht und der Gewißheit eine ungeheure Kluft.

Die Heimkehr der Frau von Noirmont und ihrer Tochter nöthigte Louisen, ihre Thränen zu verbergen; sie wischte eilig die Augen und ließ ihre Traurigkeit nicht merken, denn sie fühlte wohl, daß sie das Geheimniß ihres Herzens nicht verrathen dürfe.

An diesem Tage ging Herr von Noirmont nach dem Mittagessen aus. Ernestine blieb bei ihrer Mutter, zu welcher sie, während ihrer gemeinsamen Arbeit, besonders wenn diese guter Laune war, Alles sagte, was ihr gerade in den Sinn kam. Wenn Frau von Noirmont über die Einfälle ihrer Tochter lächelte, so war diese so erfreut, daß sie häufig ihre Arbeit bei Seite

warf, um sich an den Hals ihrer Mutter zu hängen, welche sie dann oft zärtlich in die Arme schloß.

Louise, der man geläutet hatte, um den Thee zu bestellen, trat in einem dieser Augenblicke ein, wo Ernestine in den Armen ihrer Mutter lag, und das liebenswürdige Kind rief, bei der innigen Liebkosung ihrer Mutter, wonnevoll aus:

„— Siehst Du, Louise, wie glücklich ich bin!... was ich für eine gute Mutter habe!“

Louise stand unbeweglich mitten im Saale; sie war über Ernestinens Glück erfreut, und doch lag in diesem rührenden Bilde, das sie vor Augen hatte, etwas Unnennbares, was ihr wehe that; zwei volle Thränen traten in ihre Augen, aber sie kehrte sich schnell um, damit Niemand sie weinen sehe.

Indessen hatte Frau von Moirmont wieder ihre düstere Miene angenommen, und Louise war auf ihren Platz zurückgekehrt. Louise beeilte sich, den Thee aufzutragen, und entfernte sich dann, aus Furcht, ihre Traurigkeit möchte bemerkt werden.

Aber trotz aller Mühe, sich zu fassen, weinte Louise Nachts noch, als Ernestine vor dem Schlafengehen noch einmal ins Zimmer ihrer Kammerjungfer kam, um sie über Etwas zu befragen.

Als die kleine Ernestine Louisen in Thränen gebadetes Angesicht sah, eilte sie auf sie zu, und fragte sie mit dem Ausdrücke der rührendsten Theilnahme:

„Mein Gott! Louise... Du weinst!... Was hast Du denn?“

„O! gnädiges Fräulein, vergeben Sie mir... Ich

weiß wohl, daß ich hier, wo Sie so gütig gegen mich sind, nicht weinen sollte!... aber ich konnte mich dessen nicht erwehren!..."

„Du hast also irgend einen Grund der Betrübniß... Du hättest ohne Veranlassung nicht geweint... Louise, ich will wissen, warum Du Thränen vergießest.“

„Nun denn, Fräulein... als ich Sie diesen Abend in den Armen Ihrer Frau Mutter sah, als ich das Bild des Glückes, dessen Sie sich erfreuen, vor meinen Augen hatte, fühlte ich das Unglück meiner Lage noch lebhafter... O! Fräulein, ich sage das nicht aus Neid!... Ich segne den Himmel, der Ihnen dieses Glück verliehen hat... aber ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, als ich daran dachte, daß mich meine Mutter nie in ihre Arme geschlossen hat... daß ich sie nie in meine Arme werde schließen dürfen!“

„— Was sagst Du, arme Louise... liebt Dich Deine Mutter nicht?“

„— Nicht deßhalb, gnädiges Fräulein... Aber hören Sie, ich will Ihnen die Wahrheit sagen, denn das Lügen ist mir verhaßt... Und ich sehe auch nicht ein, warum ich ein Geheimniß daraus machen sollte... Sie werden nicht weniger gütig gegen mich sein, wenn Sie wissen, daß ich ein armes, von den Eltern verlassenes Mädchen bin...“

„— Wäre es möglich?... Du hast keine Eltern?...“

„— Oder kenne sie wenigstens nicht, mein Fräulein!“

Dann erzählte Louise Ernestinen, wie sie als Pfleg-Kind zu Nicolle gekommen sei, und wie gutherzig sich die Pandleute ihrer angenommen, sie behalten und gleich

ihren eigenen Kindern behandelt hätten, als sie fanden, daß sie von ihrer Mutter verlassen sei.

Ernestine hörte diese Erzählung mit dem lebhaftesten Interesse an. Nachdem Louise geendigt hatte, küßte sie dieselbe gärtlich und sagte zu ihr:

„Meine arme Louise... Ach! wie wohl hast Du daran gethan, mir dieses zu erzählen. Es ist mir, als ob ich Dich noch mehr liebte, seit ich weiß, daß Dich Deine Eltern verlassen haben... Diese gute Nicolle! diese braven Bauersleute! Ach, welch' gute Menschen! ... Morgen will ich Alles meiner Mutter erzählen... O! ich bin gewiß, es wird auch sie sehr interessiren.“

„— Ach! das ist überflüssig, Fräulein; Frau von Noirmont findet es vielleicht unrecht, daß ich Ihnen meine Schmerzen klagte.

„— O! ich stehe Dir für das Gegentheil; trotz ihrer ernstesten Miene ist die Mutter doch gut, und außerdem gefällst Du ihr sehr. Sie hat mir mehrmals wiederholt, Dein Aeußeres sei höchst vortheilhaft und gesittet, und in ihrem Munde ist das ein großes Lob! Nun, gute Nacht, Louise, schlafe wohl, und vor allen Dingen weine nicht mehr... Hast Du auch keine Eltern, wohl-an! so gibt es hier Leute, die Dich lieben und sich Deiner thätig annehmen werden.“

Ernestine verließ Louisen, um sich zur Ruhe zu begeben, und diese fühlte sich minder beklagenswerth, als sie die Freundschaft sah, die ihre Gebieterin für sie an den Tag legte, eine Freundschaft, welche sie mit aufrichtigstem Herzen erwiderte.

Am folgenden Morgen war die Familie Noirmont

beim Frühstück versammelt. Ernestine hatte ihre Mutter seit dem gestrigen Tag noch nicht gesehen; weil Kopfschmerzen Frau von Noirmont länger als gewöhnlich im Bette zurückgehalten hatten; aber ihr Vater, der nur selten beim Frühstück erschien, nahm heute gleichfalls Theil daran, und nachdem Ernestine ihre Mutter umarmt hatte, sagte sie mit geheimnißvollem Tone zu ihren Eltern:

„Ich habe euch diesen Morgen etwas sehr Interessantes zu erzählen, und es ist mir lieb, daß der Vater zum Frühstück gekommen ist, damit er es auch hört.“

„Wirklich?“ entgegnete Herr von Noirmont mit einer etwas spöttischen Miene lächelnd, „dem Tone nach, womit Du uns dieses ankündest, handelt es sich, glaub' ich, in der That um etwas höchst Wichtiges.“

„Allerdings, mein Vater, ist es etwas sehr Wichtiges!... O! Du siehst aus, als ob Du mich spotten wolltest; aber wenn Du weißt, was es ist, wirst Du eben so gerührt sein, wie ich gestern Abend, als ich diese arme Louise weinen sah.“

„Wie? es handelt sich von Louisen?“ fragte Frau von Noirmont mit theilnehmender Miene; „ist ihr ein Unglück begegnet?... Das wäre mir sehr leid, denn dieses junge Mädchen ist ein sehr braves Geschöpf und scheint unser Wohlwollen zu verdienen.“

„— Die Sache ist so... hört mich wohl an!... Louise wollte nicht zugeben, daß ich's euch sage, aber ich bin fest überzeugt, ihr verdammet sie deßhalb nicht, denn es ist nicht ihre Schuld.“

Herr von Noirmont, den diese Umschweife langweilten, sagte ungeduldig:

Paul de Kock. VII.

„Laß hören, meine Tochter, mach' ein Ende und erkläre Dich!“

„— Nun, mein Vater, als Louise gestern Abend, um den Thee zu serviren, in den Salon kam, fand sie mich in der Mutter Armen, wie wir uns gerade küßten . . .“

„— Ganz recht, meine Tochter, und dann?“

„— Dann, als ich mich Abends in mein Schlafzimmer begab und ein Nachthalstuch nöthig hatte, welches ich nicht finden konnte, ging ich noch zu Louisen, um sie zu fragen, wo sie es hingethan habe. Dort fand ich Louise ganz in Thränen; ich sagte zu ihr: Warum weinst Du? Sie antwortete mir nur mit Schluchzen: Ach! mein Fräulein, weil, wie ich Sie diesen Abend in den Armen ihrer Mutter sah, ich noch lebhafter das Unglück empfand, daß ich niemals von der meinigen umarmt worden und ein verlassenes Kind bin.“

„Ein verlassenes Kind! . . .“ murmelte Frau von Noirmont, deren Gesicht plötzlich mit außerordentlicher Blässe überzogen wurde.

„Aber,“ versetzte Herr von Noirmont, „ich meine doch, Comtois habe uns gesagt, die Eltern dieses jungen Mädchens wohnen in der Umgegend von Paris . . . ich erinnere mich gerade nicht mehr, in welchem Dorfe.“

„— Ja, mein Vater, man hatte dies zu Comtois gesagt, als man ihm Louise vorstellte, aber es war eine Lüge, die ihre Freunde für nothwendig erachtet hatten. Louise fand es für besser, die Wahrheit zu sagen.“

„— Sie hat recht, aber rufe Deine Kammerjungfer her, Ernestine, ich will diese ganze Geschichte von ihr

selbst hören; sie erregt meine Neugierde. Und Sie, Madame, sind Sie nicht auch begierig, das junge Mädchen zu hören?"

Frau von Noirmont erwiderte einige kaum verständliche Worte; es war, als ob ein geheimes Leiden sie drückte und sie sich Gewalt anthäte, dasselbe zu verbergen.

Ernestine wartete jedoch nicht, bis ihr Vater seinen Wunsch wiederhole, sie eilte davon, Louisen zu rufen, und diese erschien alsbald vor der versammelten Familie.

Herr von Noirmont betrachtete Louise mit größerer Theilnahme; Ernestine lächelte ihr freundlich zu; Frau von Noirmont schlug die Augen nieder und wurde noch blässer. Nach der Unruhe, die sich ihrer bemächtigt hatte, und der Angst, die sich in ihren Zügen aussprach, hätte man sie für eine Verbrecherin halten können, die ihr Urtheil erwartete.

„Kommen Sie, Louise, treten Sie näher,“ sagte Herr von Noirmont, dem jungen Kammermädchen winkend; „meine Tochter hat uns erzählt, was Sie ihr gestern Abend mitgetheilt haben ... zittern Sie nicht, mein Kind, wir machen Ihnen keinen Vorwurf, weil Sie uns beim Eintritt ins Haus falsch berichtet haben ...“

„— Ach, gnädiger Herr, nicht ich!“ flüsterte Louise.

„— Ja, ich weiß es, die Personen, welche Sie in mein Haus empfohlen haben, hielten diese Lüge für nothwendig; sie hatten Unrecht: man muß immer bei der Wahrheit bleiben. Also kennen Sie Ihre Eltern nicht, armes Mädchen?“

„— Nein, gnädiger Herr.“

„— Wo sind Sie erzogen worden?“

„— In Gagny.“

„— Gagny ... Ah! das ist's; ich hatte den Namen, den Sie mir beim Eintritt ins Haus gesagt haben, vergessen ... und wer hat Sie erzogen?“

„— Eine wackere Bäuerin ... Nicole Grimouffet ... Sie säugte damals den Herrn Marquis von Grandvilain ...“

„— Ah! der junge Marquis von Grandvilain wurde von dieser braven Frau gesäugt?“

„— Ja, gnädiger Herr, das ist mein Milchbruder ... und ... in seiner Kindheit war ich die Genossin seiner Spiele.“

„— Ganz gut ... aber daraus geht nicht hervor, wie Sie nach Gagny gekommen sind?“

„— Mein Gott, gnädiger Herr, eine Dame ... meine Mutter ohne Zweifel, brachte mich zu der guten Nicole und bat sie, mich zu verpflegen; ich war damals ein Jahr alt; man ließ Nicole einiges Geld und versprach wiederzukommen. Nach Verlauf eines Jahres schickte man durch einen Commissionair von Paris wieder einiges Geld, besuchte mich aber nicht und seitdem hat man sich nie wieder nach mir erkundigt.“

„— Wie hieß, wo wohnte diese Dame? ...“

„— Nicole hatte vergessen, sie darnach zu fragen, denn sie konnte sich nicht vorstellen, daß man mich verlassen und nicht mehr kommen werde! ... Der Commissionair von Paris kannte die Dame, die ihn beauftragt hatte, nicht, und konnte meiner guten Amme nichts mittheilen.“

„— Hatten Sie oder Ihre Kleidung kein Zeichen an sich? ... kein Papier?“

„ — Nichts, gar nichts, gnädiger Herr! „

„ — Das ist sehr sonderbar; sind Sie nicht auch meiner Ansicht, Madame? „

Mit diesen Worten wendete sich Herr von Noirmont an seine Frau, die er während dieser Fragen an Louise nicht angesehen hatte; Ernestine, der dasselbe begegnet war, stieß einen durchdringenden Schrei aus und jammerte:

„O, mein Gott! die Mutter ist ohnmächtig! „

Der Kopf der Frau von Noirmont war auf den Rücken ihres Lehnstuhls zurückgesunken; sie hatte in der That ihre Besinnung verloren, und die Leichenblässe ihres Angesichts verlieh ihrem Zustande etwas Erschreckliches.

Man eilte ihr zu Hülfe; Ernestine war trostlos und umschlang ihre Mutter; Louise theilte ihren Schmerz, verlor den Kopf, wußte nicht, was sie thun sollte, und hörte nicht, was man ihr sagte. Aber Herr von Noirmont, der bei kaltem Blute blieb, rief Comtois, brachte mit dessen Hülfe seine Gattin auf ihr Zimmer und legte sie aufs Bett.

Nach einiger Zeit kam Frau von Noirmont wieder zu sich, aber es lag etwas Finsteres, Unruhiges in ihren Blicken, welches andeutete, daß die Ursache ihres Uebels noch vorhanden sei; sie erhob langsam ihre Augen auf ihren Gatten und ihre Tochter, und als sie Louise bemerkte, die etwas ferner stand und die allgemeine Besorgniß zu theilen schien, schloß sie die Augen wieder und ließ ihr Haupt aufs Kissen zurücksinken.

„ Mutter, theure Mutter, wie geht es Dir jetzt? „ fragte Ernestine, die Hand ihrer Mutter drückend.

„ — Besser, mein Kind, besser; ich fühle mich wohler. „

„Welch' plötzliches Uebelbefinden hat Sie denn ergriffen, Madame?“ sagte Herr von Noirmont mit Theilnahme. „Sie haben uns einen großen Schrecken verursacht.“

„— Ich weiß es nicht, mein Herr... Ich fühlte mich mit einem Male beengt... ein kalter Schweiß bedeckte mich... und ich verlor die Besinnung...“

„Du warst diesen Morgen schon unwohl, Du hattest Kopfschmerzen,“ sagte Ernestine.

„Ja, in der That,“ rief Frau von Noirmont hastig aus. „Schon diesen Morgen war ich leidend... und das ist ohne Zweifel der Grund davon.“

„— Soll man einen Arzt rufen lassen, Madame?“

„— Nein, mein Herr, es ist überflüssig, ich bedarf nur Ruhe... Frieden... Schlaf vielleicht.“

„— Dann wollen wir Sie verlassen.“

„— Aber ich werde ganz in der Nähe bleiben, und beim geringsten Geräusch herbeieilen,“ sagte Ernestine.

Frau von Noirmont schien das Alleinsein sehnlichst zu wünschen. Alle entfernten sich. Ernestine, noch ganz von dem Anblicke ihrer ohnmächtigen Mutter ergriffen, und Louise, höchst traurig, weil sie fürchtete, die Geschichte ihres Unglücks habe ihre Gebieterin zu sehr gerührt.

Frau von Noirmont brachte den Rest des Tages in ihrem Zimmer zu, sie blieb im Bette, und verlangte besonders, ungestört zu sein.

Der folgende Tag verging auf dieselbe Weise, und sie hütete mehre Tage das Bett.

Indessen weigerte sie sich, einen Arzt kommen zu

lassen, und versicherte, daß ihre Unpäßlichkeit nur Ruhe verlange.

Aber seit dem ersten Augenblick des kränklichen Zustandes der Frau von Noirmont war ihre Stimmung nicht mehr dieselbe; sie sprach kaum ein Wort; die Gegenwart ihrer Tochter schien ihr sogar zuweilen lästig; sie antwortete ihr mit Trockenheit und nahm ihre Liebeskosen mit Kälte auf. Louisens Dienste hatte sie, seit sie ihr Zimmer hütete, unter dem Vorwand, sie bedürfe ihrer nicht, beständig verweigert.

Die arme Louise war ganz traurig und sagte zu Ernestinen:

„Ihre Frau Mutter weist meine Dienste zurück... und gestattet nicht, daß ich ihr Zimmer betrete, ach! gnädiges Fräulein, ich fürchte, ihr Mißfallen erregt zu haben... sie ist vielleicht unwillig, ein Mädchen im Hause zu haben, dessen Eltern man nicht kennt.“

Ernestine bemühte sich, sie zu trösten und erwiderte:

„Du irrst Dich... warum soll denn die Mutter etwas gegen Dich haben... nein, das Uebelbefinden ist daran Schuld... ihre Nervenleiden... machen sie traurig... und reizbar... mich selbst stößt sie jetzt, wenn ich sie küsse, zurück... und küßt mich nicht wieder... das thut mir auch recht wehe, aber dessenungeachtet bin ich überzeugt, daß mich die Mutter liebt.“

Bei diesen Worten zerfloß das liebe Kind in Thränen, worein auch Louise die ihrigen mischte, denn sie wußte ihr keinen andern Trost zu geben.

Endlich hatte sich Frau von Noirmont entschlossen, ihr Zimmer zu verlassen, und kam in den Salon;

das erste Mal, wo Louise sie sah, brannte sie vor Begierde, sich nach dem Stande ihrer Gesundheit zu erkundigen, aber sie wagte es nicht: der Blick ihrer Gebieterin schien sie zu meiden, und sie zeigte nicht mehr das frühere Wohlwollen gegen sie.

Von nun an schalt Frau von Noirmont sie bei der geringsten Gelegenheit ärgerlich und unmuthig aus; gab ihr oft in einer Minute zehnerlei Befehle; das junge Mädchen verlor den Kopf, wurde ängstlich, wußte nicht mehr, was sie thun sollte, und Ernestine blickte ihre Mutter mit erstaunter, wehmüthiger Miene an, als sie ihre Schützlingin so behandelt sah.

Zuweilen aber schien es, als ob eine außerordentliche Veränderung mit dieser sonderbaren Frau vorgegangen wäre. Wenn Frau von Noirmont Louiseu rauh und heftig behandelt hatte, so änderte sich ihr Antlitz, ihre Augen wurden feucht, folgten allen Bewegungen Louises, und sie rief sie dann mit sanfter, herzlicher ... sogar zärtlicher Stimme zu sich; das junge Mädchen kehrte plötzlich freudig, eifrig zurück ... aber schon hatte ihre Gebieterin wieder ihr ernstes Gesicht angenommen und gab ihr einen Wink, sich zu entfernen, während sie mit abstoßendem Tone murmelte:

„Was wollen Sie? ... ich habe Sie nicht gerufen.“

So verflossen mehre Wochen. Eines Morgens sagte Frau von Noirmont, dem Anscheine nach noch kummervoller als gewöhnlich, zu ihrer Tochter, als diese sie küßte:

„Ich bin entschlossen, Deine Kammerjungfer nicht zu behalten; ... das junge Mädchen taugt zu gar nichts ... man muß sie fortschicken ... und ihr zwei bis drei

Monate mehr bezahlen, als man ihr schuldig ist... unterrichte sie hievon... und veranlasse sie, wieder in ihr Dorf zurückzugehen... ich glaube, es war ein großes Unrecht von ihr, in Paris einen Platz zu suchen... gib Dir keine vergebliche Mühe, mich von meinem Entschlusse abzubringen, er steht fest."

Ernestine war trostlos, sie liebte Louise zärtlich, und es hätte ihr einen wirklichen Kummer verursacht, sie entlassen zu müssen; aber ihre Mutter hatte sich in einem so ernsten, so bestimmten Tone ausgedrückt, daß die arme Kleine keine Antwort wagte, sondern schwieg, seufzend die Augen niederschlug und sich entfernte, um den traurigen Auftrag zu erfüllen, den die Mutter ihr ertheilt hatte.

Beim Weggehen aus ihrer Mutter Zimmer begegnete Ernestine Herrn von Noirmont, und beim Anblick ihrer gramvollen Miene fragte er, sie umarmend:

"Was hast Du denn, meine Tochter... man könnte glauben, Du habest geweint?"

"— O! es ist nichts, mein Vater..."

"— Ernestine, Du weißt, daß ich weder Ausflüchte noch Geheimnisse leiden kann, sag' mir auf der Stelle, was Dich diesen Morgen so traurig macht!"

"— Wohlan... mein Papa, die Mutter will Louise fortschicken... die arme Louise, unser Kammermädchen... die ich so lieb habe, und die so sanft ist... aber die Mutter liebt sie nicht mehr... sie behauptet, Louise taue zu gar nichts... und doch arbeitet sie so gut wie sonst und näht wie ein Engel;... da es aber die Mutter haben will, so werde ich sie davon unterrichten..."

„ — Gehe nicht zu ihr, mein Kind, es ist unnöthig, Louise bleibt im Hause.“

„ — Aber, Vater, weil die Mutter gesagt hat . . .“

„ — Aber ich sage Dir das Gegentheil und bin allein Herr hier.“

Ernestine schwieg, denn ihr Vater hatte eine strenge Miene angenommen, die bei ihm einen unabänderlichen Entschluß anzeigte. Dann begab sich Herr von Noirmont zu seiner Gemahlin und sprach in kaltem, aber imponirendem Tone zu ihr:

„ Madame, Sie sind sehr launenhaft, man bemerkt dies daran, wie Sie zuweilen Ihre Tochter behandeln, aber Sie dehnern Ihre üble Stimmung bis auf arme Dienstboten aus, und das kann ich nicht zugeben. Die junge Louise, die als Ernestinens Kammermädchen in unsere Dienste trat, ist rechtschaffen und klug, und ihr Benehmen so tadellos wie ihre Sitten; ich halte es für schwierig, wieder eine ähnliche zu finden, und Sie wollen sie fortschicken, Madame? . . . Sie wollen, daß ich ein brauchbares Mädchen aus dem Hause jage, weil sie Ihnen ohne allen Grund . . . mißfällt; . . . weil Sie Ihrer phantastischen Laune wegen schlimmer als jemals zu bedienen sind! Nein, Madame, das kann nicht sein; die Gerechtigkeit geht mir über Alles! . . . und dieses junge Mädchen bleibt im Hause, weil es eine Ungerechtigkeit wäre, sie fortzuschicken!“

Frau von Noirmont erwiderte kein Wort; sie beugte das Haupt und schien niedergeschmettert.

